1183.
a'
13/11.
41

Vermischte
Philosophische
Schriften

von

Christoph Meiners,

Professor der Weltweisheit in Göttingen.

Erster Theil.

Leipzig, 1775.

in der Weygandschen Buchhandlung.

Coburger
Landes-
Bücherei

Ich habe bei den gegenwärtigen Abhandlungen weiter nichts zu erinnern, als daß die beiden ersten und letzten entweder ganz neu, oder doch so sehr umgearbeitet sind, daß man sie schwerlich wieder erkennen wird; — die übrigen hingegen nur mit kleinen Veränderungen aus den Göttingischen Unterhaltungen, dem encyklopädischen Journal, und der philologischen Bibliothek wieder abgedruckt sind.

Auf künftige Ostern wird ein zweiter Band erscheinen, der lauter ungedruckte Stücke enthalten wird. Göttingen den 15 Sept. 1775.

Innhalt.

Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieses Philosophen, und dessen Hypothese von der Weltseele S. 1
Betrachtungen über die Männerliebe der Griechen, nebst einem Auszuge aus dem Gastmahle des Plato S. 61
Ueber die Natur der Seele: eine platonische Allegorie S. 120
Einige Betrachtungen über den guten Geschmack S. 133
Einige merkwürdige Züge aus der Denkungsart, den Vorurtheilen und Sitten der Kamtschadalen: aus Kraschenínnikows und Stellers Beschreibungen von Kamtschatka gesammlet S. 164
Kurze Geschichte des Nils S. 180
Abhandlung über den Thierdienst der Egyptier, und die wahrscheinlichen Ursachen seiner Entstehung und Erweiterung S. 192
Einige Bemerkungen aus der Geschichte der Insel-Bewohner der Südsee S. 251
Oratio de Philosophia Ciceronis, eiusque in vniuersam Philosophiam meritis S. 274

I. Betrach-

I.

Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieses Philosophen, und dessen Hypothese von der Weltseele.

Μεμνημενον, ὡς ὁ λεγων, ὑμεις τε οἱ κριται, φυσιν ανθρωπινην εχομεν· ὡϛε περι τȣτων τον εικοτα λογον αποδεχομενȣς, πρεπει μηδεν ετι περα ζητειν. PLATO.

Unter allen Nationen des Erdbodens ist und war keine einzige, die die Aufmerksamkeit des Forschers der Geschichte des menschlichen Verstandes so sehr verdiente, als die Griechische. Nur bei den Griechen allein kann man die Entwickelung aller menschlichen Kräfte von ihrer schwächsten Kindheit an alle Alter hindurch bis wieder zu ihrer gänzlichen Entkräftung verfolgen; Sie sind das einzige Volk, an welchem man wahrnehmen kann, wie aus dem armen rohen Stoffe einiger unentwickelter dichterischer Bilder oder unverständlicher Religionsgrillen nach tausendfältigen immer glücklichen Versu-

 chen

chen großer Geister endlich die vollständigsten Systeme erhabener Weisheit heraus gearbeitet werden: wie Philosophie sich allmählich von den Fabeln der Dichter- sowohl als Volksreligion ablöset; wie endlich Prose und Poesie sich scheiden, und jene wiederum von Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen zu eines jeden eigenthümlichen Gebrauche ausgebildet wird.

Alle übrigen Völker der alten Welt verharreten entweder, von geistlicher und weltlicher Sclaverei niedergedrückt, in dem Zustande einer immerwährenden Kindheit, oder erreichten schnell den ersten Grad der bürgerlichen Kultur, in welchem alle morgenländischen Nationen ohne das geringste Fortschreiten zur höhern Aufklärung bis auf den heutigen Tag fortdauren. Allein keine einzige hatte Philosophie, wie die Griechen sie erfanden: bei keiner oder höchstens bei einer einzigen, doch nicht auf Griechische Art, waren Philosophie von Religion und Dichtkunst, Philosophen von Dichtern, Priestern, und Dienern Gottes unterschieden: bei keiner einzigen senkte sich Sprache zur deutlichen, bestimmten und philosophischen Prose herab: bey allen zusammengenom-

genommen also kann man die Ausbildung der menschlichen Kräfte und Kenntnisse von der niedrigsten Stufe an bis zur höchsten dem Menschen nur erreichbaren Vollkommenheit so anschauend erkennen, als bei den von manchen aus Unwissenheit oder Liebe zum sonderbaren so sehr verachteten Griechen.

Nie war ein Volk, das auf so viele andere Völker einen so großen und dauerhaften Einfluß gehabt, so viele andere Jahrtausende hindurch gebildet, aufgeklärt und gebessert hätte, als die Griechen von sich rühmen können.

Schon vor dem Alexander reisten Griechische Philosophen, Aerzte, Künstler und Buhlerinnen nach Aegypten und Persien, machten sich an den Höfen der Könige bekannt und brachten in den Sitten, der Denkart und Religion dieser beiden Völker merkliche Veränderungen hervor. Allein diese verschwinden fast ganz, wenn man sie mit den erstaunlichen Revolutionen vergleicht, die Alexanders Uebergang nach Asien nach sich zog, und wodurch eben dieser Zug merkwürdiger ward, als alle Heldenthaten der vorhergehenden und nachfolgenden Erdverwüster. Gewöhnlich bewundert man in Alexan-

ders Siegen, das was am wenigsten darinn zu bewundern ist, und viele ähnliche Beyspiele aus der Geschichte neben sich hat, daß ein junger kühner Held mit einem kleinen Häuflein geübter Krieger Millionen von Sclaven in den Staub legte, daß er mit einer unglaublichen Schnelligkeit über umgestürzte Thronen in Gegenden vordrang, die noch kein Europäer gesehen, kein Griechischer Philosoph oder Geograph gekannt und beschrieben hatte: daß er endlich ein freilich ungeheures aber übel zusammenhängendes Reich zertrümmerte, dessen Kräfte durch Luxus und Despotismus schon lange verzehrt waren, und das wenn nicht durch Griechen, gewiß durch einen mächtigen Vasallen, oder östliche Barbaren bald übern Haufen geworfen wäre. Dies alles bewundert man, und übersieht dagegen Wirkungen von Alexanders Siegen, die zwar weniger in die Augen fallen, und Staunen erregen, aber desto wohlthätiger für einen großen Theil des menschlichen Geschlechts geworden sind. Nach Alexanders Tode wurde die Sprache der Sieger fast die allgemeine herrschende Sprache des aufgeklärten Orients: Völker, die vor diesem Zeitpuncte

Philo-

Philosophie nicht einmahl als eine unbekannte Göttinn verehrt hatten, nahmen diese Tochter des Himmels, die in Griechenland erzogen und gebohren war, mit offenen Armen auf: Perser, Chaldäer und Aegyptier fiengen an in Griechischer Sprache zu schreiben: die Höfe der Könige von Aegypten, Syrien und Pergamus zogen so starke Colonien von Griechischen Philosophen an sich, daß Griechenland und Athen selbst fast darüber verarmt wären. Nicht lange nachher als Griechische Philosophie und Religion sich mit dem alten Aberglauben der afrikanischen und asiatischen Völker zu vermischen anfieng, entstand eine fast allgemeine Sucht die alten Religionen zu verbessern und neue zu stiften: und eben deswegen findet man schwerlich in der ganzen Geschichte eine größere Anzahl von Religionsverbesserern und Stiftern auf einmahl zusammen, als in den ersten Jahrhunderten nach Alexander, in welchen Griechische Weisheit und Mythologie mehr oder weniger die Dogmatik der überwundenen Völker wurde. Endlich wurde der träge Asiate, der durch den langen Druck des Despotismus fast alle Schnellkraft verlohren hatte, durch

 den

den feurigen Genius der Griechen zur Thätigkeit aufgeweckt: Griechische, oder von ihnen gebildete Künstler schmückten die herrlichsten Gegenden von Asien und Afrika mit den prächtigsten Städten, Tempeln, Pallästen, Bädern, Theatern, Statüen und Gemälden aus, und machten Asien und Aegypten zu den gefährlichsten Wohnsitzen aller Arten von Vergnügungen, vor den selbst die tugendhaftesten Römer sich scheueten, und die gewiß den kriegerischen Geist dieser Eroberer am allermeisten gebrochen haben. — Durch Griechen also wurde Asien und Afrika vom Hellespont bis an Syrien, und von dem Ufer des Nils bis ans Schwarze und Kaspische Meer mit Wissenschaften, Künsten und Erfindungen bereichert, von welchen allen sich vorher kaum Spuren gefunden hatten.

Nicht lange nach diesem merkwürdigen Zeitpuncte nahmen die Römer, welche die Griechen an Religion, Kriegskunst, gesetzgebender Weisheit und Staatsklugheit unendlich übertrafen, von den schon geschwächten Griechen Künste und Wissenschaften an. Diese trugen die entlehnte Kultur, mit ihren Waffen nach beiden Gallien, Spanien, Britannien, an die Ufer des

Rheins,

Rheins, und selbst an die Küsten von Afrika über, die von den Carthaginiensern beherrscht, aber nicht aufgeklärt worden waren. Die Römer leisteten in einem großen Theile Europens das, was die Griechen in Asien geleistet hatten: viele ihrer besten Schriftsteller waren aus Gallien, Spanien, oder Afrika. Unter den ersten Imperatoren war daher ein größerer Theil der Erde, eine größere Anzahl von Nationen aufgeklärt als selbst in unsern Tagen, in welchen die Kultur so schnelle Fortgänge gemacht hat.

Als Griechen und Römer endlich beides durch Despotismus und Aberglauben so geschwächt wurden, daß Künste und Wissenschaften unter ihnen auszusterben anfiengen, nahmen die anfangs so schwärmerischen Hasser aller gelehrten Kenntnisse, die Verwüster der Alexandrinischen Bibliothek die fliehenden Musen in ihren Schutz auf. Vom zehnten Jahrhunderte an wurden Schulen und Bibliotheken von den äußersten Enden Afrikens an, die der Atlantische Ocean bespült, bis nach Indien hin angelegt, und mit königlicher Pracht unterhalten: der ganz verwilderte Occident, erhob sich aus seiner trägen, der Finsterniß des Gra-

des ähnlichen Unwissenheit etwas wieder, als durch Reisen und Uebersetzungen griechische, von den Arabern erhaltene aber verunstaltete Weisheit sich auszubreiten anfieng. Auch sie, die Araber verlohren Kultur und Wissenschaften durch eben die Ursachen, wodurch sie den Griechen und Römern entrissen worden: Allein was auch noch von wissenschaftlichen Kenntnissen unter den Bekennern des Mahomedanischen Glaubens übrig geblieben ist, ist griechischen Ursprungs: Die Griechischen Aerzte, besonders Aristoteles, werden noch in Fetz und Marocco, selbst in Persien gelesen: noch jetzt ist der aus Europa vertriebene Aristoteles immer derjenige Philosoph, der in andern Welttheilen die meisten Anhänger und Verehrer hat.

Griechen waren es endlich, die im funfzehenten Jahrhunderte, wo alle Völker der Erde einer allgemeinen Barbarei nahe zu seyn schienen, das durch Handel und Staatskunst reich gewordene Italien zuerst, und von hier die übrigen Länder Europens aufklärten. Die wenigen aus den Verwüstungen eines barbarischen Jahrtausendes geretteten Denkmäler setzten uns in Stand, die wahre Religion zu reinigen

nigen und zu verbessern, beide Indien zu finden, Europa zum Mittelpuncte oder zur Beherrscherinn der übrigen Welttheile zu machen, und Künste, besonders aber Wissenschaften so sehr zu erweitern, daß selbst sie, die Väter unsrer Kultur, lange von den Nachkommen, ihnen fast unbekannter Barbaren lernen müßten, wenn sie ihnen gleich kommen wollten.

Wenn also Griechenland keine Aufmerksamkeit und Ehrfurcht verdient; so war nie ein Volk, und wird nie eins seyn, das auf eine von beiden Anspruch machen könnte.

Vor und mit den Griechen blühten Staaten, die an Reichthum, ausgebreitetem Handel und den künstlichern Beschäfftigungen, worauf dieser sich gründet, die Griechen sehr weit übertrafen: allein in keinem von diesen entstand Philosophie, und wollte auch nicht einmal, als eine ausländische versetzte Pflanze gedeihen. Die Phönicier und Carthaginienser hatten keine andere Philosophie, als die sie aus Griechenland herübergebracht, keinen andern Philosophen, als welchen die Griechen gebildet hatten. Selbst unter den Griechischen Staaten entstand und erweiterte sich nur da Philosophie,

wo Wohlstand sich auf bürgerliche Freyheit gründete. Ihre ersten Keime brachen unter dem mildern Himmel Asiens, und auf dem fruchtbaren Boden Joniens und der benachbarten Inseln auf: allein sie verdorreten bald, als die eiserne Hand Persischer Despoten sie berührte. Sprößlinge wurden nach Italien und ins reiche Sicilien verpflanzt, die herrliche, aber nur kurz daurende Früchte trugen, weil dort häufige feindselige Kriege, schwächender Luxus und bald der Römer Herrschaft, — hier Tyrannen Wuth, Kriege der Römer und Carthaginienser, und endlich die drückende Uebermacht, der erstern ihren glücklichen Wachsthum hinderte. Nur allein in Griechenland, und unter allen Griechischen Staaten, nur allein in Athen wurde Philosophie, und ihre Tochter, die erhabene Beredsamkeit, einheimisch *): beide erreichten sehr schnell den höchsten

*) Merkwürdig ist es, daß die Philosophie und Beredsamkeit selbst nach der Unterjochung des eigentlichen Griechenlandes der bürgerlichen Freyheit, so lange sie nur konnten, nachzogen. Als Athen unmittelbar von Rom abhieng, giengen viele große Redner

sten Grad der Vollkommenheit, von dem sie aber eben so plötzlich wieder herabsank, als alle Griechische Freystaaten von den mächtigern Griechischen Reichen in Asien und Afrika geschwächt, und von Macedonischen Königen entweder abhiengen, oder bekriegt wurden. — Alle übrigen Staaten von Griechenland blieben entweder zu roh, arm und ohnmächtig, oder, waren wie die Spartaner vermöge ihrer heiligen Gesetze zu sehr Hasser der Wissenschaften, als daß sie Philosophie hätten dulden können. Nirgends also, als im freyen Athen konte die Weltweisheit eine bleibende Stätte finden: hier aber wohnte sie in stillen Gärten und Land-Gütern, oder wandelte auch in den Gymnasien und Hallen unter den Meisterstücken unsterblicher Künstler umher. Alle merkwürdige Sekten und Systeme nach dem Sokrates wur-

Redner und Philosophen nach Rhodus, das seine Freyheit am längsten erhielt. Rednerschulen dauerten auf dieser Insel noch fort, als die Beredsamkeit in Athen zu verstummen anfieng. Fast alle große Redner der Römer hielten sich eine Zeitlang in Rhodus auf. Man sehe das Leben Caesars und Ciceros von Plutarch.

den in Athen gestiftet und erfunden: und auch hier nur bis auf den gänzlichen Verfall dieser Stadt gelehrt und fortgepflanzt.

Man muß nothwendig erstaunen, wenn man zu überlegen anfängt, mit wie schnellen Schritten, und in welch einem kurzen Zeitraume die Philosophie ihrer Vollendung und höchsten Vollkommenheit entgegen geeilt ist. Vom Anaxagoras und Socrates bis auf Epikur, Zeno und Pyrrho verflossen nicht völlig zwei Jahrhunderte, in welchen alle menschliche Weisheit und Thorheit so sehr erschöpft wurden, daß die folgenden Zeitalter und Geschlechter fast weiter nichts als verbessern, wählen oder wegwerfen konnten. Sehr kurz muß dieser Zeitraum einem jeden scheinen, welcher weis, wie langsame Fortgänge die Griechische Philosophie unter den Römern und seit dem funfzehenten Jahrhunderte selbst unter uns machte, die wir beide nicht erfinden, sondern nur lernen und annehmen durften.

Noch einen merkwürdigen Umstand kann ich in diesen allgemeinen Betrachtungen über Griechen und Griechische Philosophie nicht unbemerkt lassen: daß nemlich die Weltweisheit

von

von solchen Untersuchungen anfieng, womit sie aller Wahrscheinlichkeit nach erst hätte aufhören sollen. Alle Philosophen vor dem Sokrates verlohren sich in unergründliche Speculationen über Welt, Materie, Elemente, Weltursprung, Raum, Zeit und Leeres: die gefährlichsten und unauflöslichsten Trugschlüsse waren gröstentheils schon erfunden, ehe Sokrates die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabrief, und unter seinen Mitbürgern als eine Forscherinn und Besserinn menschlicher Herzen einführte. Die praktischen Theile der Philosophie waren die spätesten, die unter den Griechen vollendet und ganz ausgearbeitet worden.

Unter allen Zeitaltern der Griechischen Philosophie ist dasjenige, worinn Plato fiel, unstreitig eines der merkwürdigsten. Athen hatte durch den Perikles den höchsten Gipfel seiner Größe erreicht, oder war vielmehr durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges schon um mehrere Grade wieder herabgesunken: Alle Künste, tragisches Theater, selbst Beredsamkeit waren in ihrem goldenen Alter oder ihm doch sehr nahe: Pythagoraeer und Eleatiker hatten Mathematik, wahre Philosophie

losophie, und verwirrende Scheinweisheit unter einander gemischt, durch Gros Griechenland und Italien verbreitet, und selbst nach Athen übergetragen. Durch die Werke der grösten Griechischen Geschichtschreiber, durch die Bemühungen großer Redner und Sophisten, besonders aber durch den Sokrates, war Griechische Prosa gebildet, und selbst ein beträchtlicher Anfang zur philosophischen Sprache gemacht worden. Kurz alle Vorbereitungen schienen gemacht zu sein, die nothwendig waren, damit das eine oder andere große Genie die Weltweisheit eben so schnell fortrücken und vollenden konte, als tragisches Drama und Künste fortgegangen waren.

Plato machte sich die Vortheile seines und der vorhergehenden Zeitalter, und alle Arbeiten seiner Vorgänger zu Nutze. Nachdem er mehrere Jahre durch, den Sokrates gehöret und sich nach ihm gebildet hatte; gieng er nach dem Tode dieses großen Mannes zum Dialektiker Euklides nach Megara, von da nach Cyrene, zum Mathematiker Theodor, und endlich nach Aegypten: reiste darauf nach Italien zu den Pythagoräern, und besuchte mehrmalen

den

den Hof der Dionyse in Sicilien: lernte auf diesen seinen Reisen nicht nur die Sitten, Denkarten und Gesetze der verschiedenen Griechen und der damals merkwürdigen Aegyptier und Perser kennen, sondern machte sich auch zum Besitzer aller der Wissenschaften, die bis dahin erfunden waren, und suchte mit der grösten Begierde alle Fragmente von Weisheit und Grübeleyen zusammen, die bis auf seine Zeit in mehreren Welttheilen, oder doch wenig mit einander verbundenen Ländern zerstreut gewesen waren. Unter solchen günstigen Umständen hätte Plato auch bey weniger glänzenden Gaben, als er würklich besaß, ein großer Mann werden müssen: allein um alle eingesammelte wahre und falsche, wenigstens sehr verworrene und sich widersprechende Kenntniße aus einander zu setzen, zu ordnen, aufzuklären, und in eine zusammenhangende Kette deutlicher Begriffe zu verbinden, dazu hatte die Vorsehung ihn noch nicht bestimmt, auch nicht mit den erforderlichen Geisteskräften ausgerüstet.

Unterdessen erhielt die Griechische Philosophie durch Plato eine ganz andere Gestalt, als sie unter seinem großen Lehrer dem Sokrates gehabt

habt hatte: Sie sonderte sich von den gemeinen Kenntnißen ganz ab, wurde im strengsten Verstande Wissenschaft, konte nicht mehr dem Volke, allen Ständen, Geschlechtern und Altern an einem jeden Orte in der Sprache des gemeinen Lebens vorgetragen werden, sondern verlangte ein eigenes Studium und den Fleiß mehrerer Jahre sebst von solchen Männern, die durch die allen wohlerzogenen Griechen gemeinschaftliche Ausbildung vorbereitet waren. Ihre Sprache entfernte sich von der Sprache des gemeinen Lebens, der Redner, und Geschichtschreiber eben so sehr, als ihre Bekenner sich von den übrigen Ständen der Griechen zu unterscheiden anfiengen. Er selbst wurde der erste gelehrte Philosoph, der nicht blos die von ihm selbst gemachten Beobachtungen und Untersuchungen seinen Freunden mittheilte, sondern alle Kenntniße der vorhergehenden Philosophen in sich vereinigte, bey einer jeden Frage also auf Gegner, Einwürfe und abweichende Meinungen ein Auge heftete, und fast nach unserer Art zu dociren, oder zu bestreiten anfieng.

Plato hatte für das Maas seiner Kräfte zu viel gesammlet, als daß er die mühsam zusammengesuchten Kenntniße anderer hätte übersehen, durchdenken und verarbeiten können: besonders da die Gedanken der meisten seiner Vorgänger, roh, unentwickelt, verwirrt, oder verwirrend waren. Hierzu kam noch, daß er zu viel und zu früh schrieb, früher, als er sein eigenes kleines System aufgebaut, eine iede Materie im Zusammenhange mit allen angränzenden Fragen überdacht hatte, und mit sich selbst über seine eigene Meinung recht einig geworden war. Aus dieser Ueberladung mit zerstreuender Gelehrsamkeit und seiner frühzeitigen Schriftstellerei muß man sichs erklären, daß Plato niemals zu einem zusammenhängenden System seiner Gedanken gelangte, bis ans Ende seines Lebens selbst nicht genau wuste, was er behaupten oder verwerfen solte, und nicht selten in verschiedenen Schriften in offenbare Widersprüche fiel; daß wir endlich in seinen Raisonnements keinen verbindenden Faden wahrnehmen, und noch viel weniger genau bestimmen können, wo er von zweifelnder Ungewisheit in dogmatisches Entscheiden übergeht.

Aus eben diesen Ursachen lassen sich die Art seines Vortrags, und die Fehler seiner Schreibart ableiten. Er wählte in allen seinen Schriften die Dialogistische Form, nicht blos um dem Sokrates treu zu bleiben, der nie allein docirte, sondern immer mit andern sich unterredete; auch nicht um seinen Lesern durch die langsamen Schritte des Dialogs das Fortgehen in den Untersuchungen desto leichter zu machen, sondern vorzüglich deswegen, um das schwankende, unbestimmte, und nicht genug entwickelte in seinen eigenen Gedanken zu verstecken. — Die grösten Sprachkenner und Kunstrichter des Alterthums, Xenophon, Aristoteles, Dicäarch und Dionys von Halikarnaß tadelten seine Schreibart *) als ungleich, räthselhaft, ermüdend, weitschweifig, und dithyrambisch: Ungleich muste sie nothwendig wegen der großen Verschiedenheit der Materien werden, über welche er in verschiedenen Altern seines Lebens schrieb. Sie ist allenthalben unverbeßerlich, und der Xenophonti-

*) Man sehe Diog. III. 37. 38. 80. et ibi Menag. ferner die vortrefliche Vergleichung des Demosthenes und Plato vom Dionys, die ein Meisterstück von Critik ist.

phontischen Sprache an Süßigkeit und ungeschmückter alter Einfalt gleich, wo er nach Sokratischer Art über Sokratische Gegenstände philosophirt, wie in vielen von seinen kleinen Gesprächen, besonders der Apologie des Sokrates: sie verliert aber alle diese guten Eigenschaften, und fällt in die entgegengesetzten Fehler, sobald er zu unsokratischen Grübeleyen übergeht. Dunkelheit der Sprache konte Plato durchaus nicht vermeiden, weil er über Materien zu schreiben wagte, die er von andern unentwickelt ererbt hatte, und selbst aus einander zu wickeln sich nicht die Mühe nehmen wolte. Sein Parmenides vorzüglich, viele Stellen seines Phädrus, Timäus, Phädo, und selbst seiner Republik sind durchaus unverständlich, und belohnen dem Leser die darauf gewandte Mühe nicht. Dunkelheit und Verworrenheit in Begriffen ziehen ganz natürlich Weitschweifigkeit, und bei Männern von lebhafter Phantasie dichterische Verzierungen und prachtvolle Bildersprache nach sich: jene deswegen, weil man selbst fühlt, daß man noch nicht genug gesagt hat, und daher theilweise und durch Wiederholungen das auszudrücken sucht, was man nicht

auf einmahl deutlich zu erklären im Stande war; diese, weil man die Unbestimtheit allgemeiner Begriffe sich selbst und andern gerne durch Bilder, Aehnlichkeiten und Gleichniße, die viel zu sagen scheinen, verhehlen möchte.

Vielleicht würde Plato uns weniger unverständlich sein, oder wir würden wenigstens die Quellen der für seine Leser so beschwerlichen Fehler beßer entdecken können, wenn uns die Schriften und Raisonnements derjenigen Männer wären erhalten worden, aus denen Plato seine Philosophie und den Inhalt seiner wichtigsten aber dunkelsten Gespräche schöpfte. Allein die Werke der Pythagoräer und Eleatiker, denen Plato am meisten zu danken hatte, sind, wenige dunkele, unzusammenhängende Bruchstücke ausgenommen, verlohren gegangen: wir sind daher ganz außer Stand zu bestimmen, wie viel Plato von den Gedanken, die ihm eigenthümlich zu seyn scheinen, selbst erfunden, und wo er nur aufgeklärt oder verdunkelt habe. Die vereinten Stimmen des Griechischen Alterthums sagen uns, daß Plato von andern entlehnt, aber auch vieles weitläuftiger ausgeführt habe: fürs erstere zeugen

die

die Ungleichheit seiner Sprache, und die häufigen Widersprüche in seinen Begriffen: allein aus beiden Datis läßt sich doch selten in einem einzelnen Falle bestimmen, in wie ferne man ihm das Verdienst der Erfindung und Erweiterung, oder auch die Schuld einer heimlichen Gedanken Entwendung zuzurechnen habe.

Bei keiner andern Schrift des Plato ist man in einer grössern Verlegenheit, wenn es auf die Absonderung der neuen, ihm eigenthümlichen Gedanken, von den blos entlehnten, und anders woher genommenen Grundsätzen ankommt, als bei seinem Timaeus. In diesem Gespräch allein finden sich mehr neue Begriffe, als in allen übrigen Schriften des Plato, wenn neue so viel heist, als etwas wovon wir in den zu uns gekommenen Fragmenten und Schriften der ältern Philosophen gar keine Spur antreffen. Unmöglich kann alles, was Plato über die Natur der Gottheit und der Materie, über Welt und deren Ursprung, endlich über die Schöpfung der Götter und Menschen sagt, allein von ihm erfunden und von ihm zuerst gedacht sein. Dies begreift man leicht, aber mit dieser Bemerkung wird man seine Gedanken doch nie

von dem Eigenthume anderer abzuscheiden im Stande sein. Ein kurzer aber vollständiger Auszug der Hauptgedanken dieses Gesprächs, und deren Vergleichung mit den Grundsätzen seiner Vorgänger über eben die Gegenstände, so viel wir davon wissen, wird es am besten ins Licht setzen, wie viel sonderbares und uns neu scheinendes Plato in seinem Timaeus vorgetragen habe*).

Von aller Ewigkeit her (S. 28.) waren Gott, der unnambare und unbegreifliche, das beste und vollkommenste Wesen, — und die Materie: beide waren nicht mit einander vermischt, existirten nicht in einander, standen anfangs auch in keiner Verbindung, oder irgend einem Ver-

*) Nach der gewöhnlichen Meinung der Critiker und Ausleger des Plato hat unser Philosoph seinen ganzen Timaeus aus einer viel ältern Schrift genommen, die den Titel führt περι ψυχας κοσμω und den Pythagoräer Timaeus zum Verfaßer haben soll. Allein eine Menge von Gründen hat mich schon lange von der Unächtheit dieser Abhandlung überzeugt, die ich hier nicht wiederholen mag, da ein jeder, dem daran gelegen ist, sie in der Philologischen Bibliothek 1 Bd. 5 Stck. S. 200. u. f. finden kann.

Verhältnisse, vermöge dessen die Gottheit auf die Materie gewürkt und Eigentschaften mitgetheilt, die Materie hingegen von jener gelitten, oder Vollkommenheiten empfangen hätte. Die leztere war (Tom. III. Ed. Serrani p. 49-53.) vor der Einwürkung der Gottheit ein unsichtbares, formloses Wesen, das gar keine beständige, mit ihr unzertrennlich verbundene Eigenschaften hatte. Sie solte das Substratum, die Mutter, und Ernährerinn *) aller sichtbaren, körperlichen Dinge werden, und muste daher ohne alle Form, und selbstständige Eigenschaften sein, weil sie sonst nicht entgegengesezte Eigenschaften hätte aufnehmen, und in ungleichartige Körper Gestalten hätte umgebildet werden können. Sie war also weder Feuer, noch Luft, noch Wasser und Erde, sondern ein roher Stof, woraus alles dies werden konte, und der die Abdrücke der ewigen Urbilder aller Geschöpfarten, die in Gottes Verstande wohnten, gleich leicht anzunehmen im Stande war. Bey dieser Formlosigkeit oder gänzlichen Beraubung aller derjenigen Eigenschaften und Gestalten, die wir in der gegenwärtigen Körperwelt mit unsern Sinnen wahr-

 nehmen,

*) ὑποδοχη, μητης, τιθηνη, εκμαγειον.

nehmen, war sie in einem unaufhaltsamen Flusse, in einer nie ruhenden unordentlichen Bewegung, die eben Ursache wurde, daß ihre Theile sich in keine für sich bestehende Körper, vielweniger in ganze Arten derselben ausbilden konten (S. 30.). In diesem Zustande würde sie ewig geblieben sein, wenn nicht der Schöpfer und Vater des Ganzen (S. 28.) beschlossen hätte sich ihr zu nähern, und ihre Unordnung und Regellosigkeit in Ordnung und zweckmäßige Bewegung zu verwandeln. Da Gott die beste der Ursachen und gar keines Neides fähig war: (S. 29.) da er überdem der Materie alle nur mögliche Vollkommenheiten geben und gar nichts böses dulden wollte, als was von ihrer Natur unmöglich getrennt, und selbst von der größten Macht nicht gehoben werden *(p. 3071) konnte; so muste die daraus erschaffene Welt nothwendig die beste aller Welten, die vortreflichste aller Würkungen werden. Er kante sie daher nach dem ewigen, unveränderlichen in ihm ruhenden Muster, und suchte sie durch die Bereicherung seiner eigenen nur mittheilbaren

*) βουληθεις γαρ ὁ θεος αγαθα μεν παντα, φλαυρον δε μηδεν ειναι ΚΑΤΑ ΔΥΝΑΜΙΝ, ούτω δε κ. τ. λ.

baren Eigenschaften sich selbst so gleich, als möglich, zu machen. Sie würde aber nie alle mögliche Vollkommenheiten erhalteu haben, nie das beste unter den Werken Gottes geworden sein, wenn er ihr nicht eine vernünftige Seele zur Führerinn und Allbeherrscherinn gegeben hätte, Er mischte daher (S. 35.) das untheilbare und sich stets gleich mit dem theilbaren und sich stets verändernden zusammen, machte aus beiden ein drittes Wesen, und mischte wieder alle drei mit Gottes Gewalt durch einander, weil das stets ungleiche sich dieser Vereinigung wiedersetzte *). Aus dieser gewaltsamen aber harmonischen Mischung des sich stets gleichen und untheilbaren mit dem sich stets ungletchen und theilbaren entstand die Seele der Welt, die als der edlere und bessere Theil (S. 34.)

*) Της ΑΜΕΡΙΣΤΟΥ και ΑΕΙ ΚΑΤΑ ΤΑΥΤΑ ΕΧΟΥΣΗΣ ΟΥΣΙΑΣ, και ΤΗΣ αυ ΠΕΡΙ ΤΑ σωματα γιγνομενης ΜΕΡΙΣΤΗΣ, τριτον εξ αμφοιν εν μεσῳ συνεκρασατο ȣσιας ειδος, της τε ταυτȣ φυσεως αυ περι και της τȣ ἑτερȣ, και κατα ταυτα ξυνεστησεν εν μεσῳ τȣ τε αμερȣς αυτων, και τȣ κατα τα σωματα μεριστȣ. και τρια λαβων αυ τα οντα, συνεκρασατο εις μιαν παντα ιδεαν, την θατερȣ φυσιν δυσμικτον ȣσαν εις ταυτο συναρμοττων βιᾳ· μιγνυς δε μετα της ȣσιας, και εκ τριων ποιησαμενος ἑν κ. τ. λ.

als die Königinn und Beherrscherinn des Ganzen vor dem Körper der Welt ward. Er verbreitete sie nicht blos nach harmonischen Zahlen und Verhältnissen bis in den innersten Mittelpunkt der Welt, sondern spante sie auch von außen um den ganzen Körper der Welt her. Nun wurde die Materie das was er so oft (S. 31.) κοσμος, ουρανος, nennt: (διακοσμηθεισα:) Nun wurde sie (S. 30.) ein lebendes vernünftiges Thier, der sichtbare Innbegriff aller übrigen Thiere und Geschöpfe, und fieng selbst als Gottheit (S. 36.) das unaufhörliche göttliche Leben an, das keine andere Gränzen, als die Ewigkeit, hat. Gott gab ihr, dieser einzigen Welt, eine kugelförmige Figur und Bewegung, als die vollkommensten und beqvemsten unter allen möglichen, (S. 33. 34.) lies sie aber ohne alle menschenähnliche Gliedmaßen, die zur Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens oder zur Bewegung nothwendig sind, weil sie deren gar nicht nöthig hatte. Als der Vater des Ganzen die Welt als das vollkommenste Nachbild der Gottheit leben und sich bewegen sah, freuete er sich, (S. 37.) gab ihr eine ewige Dauer, eine jeder äußern und innern Gewalt unüber-

unüberwindliche Festigkeit, die nur allein durch den Willen ihres Schöpfers zerstört werden kann, und beschloß endlich ihr noch größere Schönheiten und Vollkommenheiten zu geben. Er schuf daher den Himmel und seine glänzenden Körper mit Vorzügen der Gottheit, und setzte die letzten als Maaßen von Zeit fest, die das genauste Nachbild der Ewigkeit ist, in welcher weder Vergangenheit, noch Zukunft statt findet. Wie und wenn aber, fährt Timäus beim Plato fort, die übrigen göttlichen Naturen, die unsere Väter verehrt, erschaffen worden, das zu bestimmen, finde ich für meine Kräfte zu kühn. Am besten ist es den Gesetzen zu folgen, und den Aussprüchen der entferntesten Vorfahren, als Söhnen und Abkömmlingen der Götter zu trauen, wenn auch gleich dieser ihre Aussprüche nicht mit befriedigenden Beweisen und Urkunden unterstützt seyn solten.

Nachdem der höchste Gott die Welt Seele, und den Himmel erschaffen hatte, rief er alle von ihm hervorgebrachte Götter vor sich, und verkündigte ihnen sowohl ihre künftige Bestimmung, als die Ausrichtung eines wichtigen Geschäfts. — Sie selbst waren zwar

(S. 41.)

(S. 41) ihrer Natur nach nicht unsterblich, solten es aber durch seinen gnädigen Willen sein, weil sie vollkommne Werke seiner eigenen Hand wären, und die Zerstörung des Guten und Vollkommnen sich mit seiner Güte nicht vertrage. — Ihnen habe er die Hervorbringung dreier Arten sterblicher Geschöpfe vorbehalten, ohne welche die Welt selbst unvollständig sein, und nicht denjenigen Grad von Vollkommenheit erhalten würde, den er ihr zugedacht habe. Er selbst könne der Schöpfer dieser vergänglichen Naturen nicht sein, weil sie sonst den Göttern gleich werden würden. Sie solten daher ihre Körper und alles was sterblich an ihnen sein würde, hervorbringen: er wolle den göttlichen und unsterblichen Theil bauen. — Nach der Verkündigung dieses seines göttlichen Willens, mischte er in eben dem Becher, in welchem er die Seele der Welt geschaffen hatte, deren noch übrig gebliebene Reste zusammen, die aber nicht mehr rein, und von einer weniger edlen Natur waren. Aus diesen Ueberbleibseln baute er die Seelen der Menschen, vertheilte sie durch die himmlischen Körper als ihre angemessene Wohnungen, und machte

machte sie zuletzt mit der Natur des Ganzen, und den unveränderlichen Gesetzen des Schicksals bekannt. — Anfangs in der ersten Periode ihres Daseins würden sie alle einer gleichen Glückseeligkeit genießen: dann werde aber eine Zeit kommen, wo sie aus ihren himmlischen Wohnungen herabsinken und in zerbrechliche eingeschränkte Körper eingeschlossen werden würden. Nach dieser Verwandlung würden sie die erste Classe unter den sterblichen Geschöpfen, ein eigenes Geschlecht Gott erkennender und anbetender Thiere ausmachen, aus welchem Zustande sie sich durch ihre eigenen Verdienste sowohl zu den ehemaligen Vorzügen göttlicher Wesen wiederum erheben, aber auch durch eigene Schuld zu noch tiefern Graden der Erniedrigung herabstürtzen könten. Würden sie nemlich während ihrer Prüfungs Zeit die ihrer sterblichen Natur anklebenden unregelmäßigen Leidenschaften überwinden, und fern von aller Ungerechtigkeit, der Gottheit sich zu nähern suchen, so wäre es durch die Gesetze seiner Vorsehung oder des Schicksals bestimmt, daß sie in ihre verlassenen himmlischen Behausungen wieder zurück kehren, und das

ehema-

ehemalige Götter Leben wieder anfangen sollten. Würden sie hingegen sich von stürmischen gehäßigen Leidenschaften überwältigen, und zu unheiligen Mißethaten verleiten laßen: so wäre es eben so unwiederruflich entschieden, daß sie erst in weibliche, dann in thierische Körper wandern, und sich in ihnen so lange aufhalten sollten, bis sie von allen Unreinigkeiten gesäubert, sich der Wiedereinsetzung in ihre verlohrnen himmlischen Seeligkeiten wieder würdig gemacht hätten. — Diese Gesetze seines unveränderlichen Willens machte Gott den Seelen zum voraus kund (S. 48.) damit er an ihrer nachherigen Erniedrigung und Bosheit ganz unschuldig bliebe.

Nach dieser Schöpfung der unsterblichen Seelen überlies (69) der Vater der Götter seinen erstgebohrnen Söhnen das Geschäft, ihnen vergängliche Hütten zu bereiten. Diese bauten daher den Seelen sterbliche Leiber, in welche sie aber zugleich eine andere Art sterblicher Seelen hineinwürkten, die Wohnsitze fürchterlicher aber unvermeidlicher Beunruhigungen (παθηματων) waren. Sie enthielten die Wollust, die Verführerinn zu den grösten

Ver-

Verbrechen: Traurigkeit, Furcht und Kühnheit, endlich den unbändigen Zorn, und die mit der Vorstellung nichtiger Güter sich schmeichelnde Hofnung. Doch scheuten die Götter Söhne, die alle diese Leidenschaften nach den Gesetzen der Nothwendigkeit in sterblichen Seelen zusammenmischten, den unsterblichen Geist damit zu verunreinigen: sie wiesen ihnen daher ihre Sitze in der Brust an, und setzten den Hals als die Grenzscheide fest, damit sie nicht nothwendig mit einander vereinigt wären. Eine zwote Klasse sterblicher Seelen, in denen die heftigen Begierden nach Speise und Trank, und zur Befriedigung aller körperlichen Bedürfnisse lagen, banden die Götter als wilde Thiere um die Gegend zwischen der Brust und dem Nabel wie an Krippen fest, damit sie von den Wohnsitzen der unsterblichen Geister am meisten entfernt, und durch die größern Entfernungen gehindert würden, jene nicht unaufhörlich zu beunruhigen. — Dies ist ein getreuer, aber geordneter Auszug der zerstreuten Hauptgedanken aus dem Timäus des Plato, in so ferne ich sie zu meinem gegenwärtigen Zwecke brauche.

Es

Es muß einem jeden Kenner der Griechischen Philosophie von selbst auffallen, daß diese Hauptgedanken des Timäus wenigstens eben so neu als sonderbar sind, neu in der Bedeutung genommen, in welcher ich das Wort oben bestimmt habe. Der erste Philosoph Kleinasiens läugnete zwar nicht das Dasein der Gottheit, allein er überlies, wie wahrscheinlich auch die ältesten Pythagoräer die Lehre von den Göttern den Theologen und Dichtern ihres Volks, weil *) er vielleicht wie Plato es für schwer hielt, den großen Gott zu finden, und wenn er ihn gefunden hätte, für ganz unmöglich, ihn allen Menschen ohne Unterschied bekannt zu machen. Noch andere Philosophen aus Jonien und Grosgriechenland identificirten die Gottheit entweder mit einzelnen würksamen Elementen der Natur, als Luft und Feuer, oder auch mit dem unermeßlichen Welt-Eins. Endlich entstunden unter den Eleatikern Denker, welche das Dasein einer Gottheit öffentlich oder versteckt läugneten, und an deren Stelle, Glück,

*) Τον μεν ȣν ποιητην και πατέρα τȣδε τȣ παντος εὑρειν τε εργον και εὑροντα, εις παντας αδυνατον λεγειν.

Glück, Zufall, Ohngefähr und Nothwendigkeit setzten, oder auch ohne Zurückhaltung gestanden, daß sie gar nicht wüßten, ob und was eine Gottheit sei. Nur allein Anaxagoras und Sokrates gaben den Griechen zuerst, so viel wir wissen, würdigere und weniger entheiligende Begriffe von der Gottheit. Jener hielt sie für ein von der Materie getrenntes unvermischtes Wesen, das von ihr gar nicht leide, aber die zahllosen durch einander geworfene Elemente von einander gesondert, und in verschiedene Körperarten umgebildet habe. Dieser pries die Gottheit als ein über alle menschliche Begriffe erhabenes Wesen, das mit überschwenglicher Macht die Welt zu einer herrlichen Wohnung glücklicher Geschöpfe zubereitet habe, das mit seiner Vorsehung nicht blos über Arten, sondern auch Individua walte, und vorzüglich den Menschen zu seinem Lieblinge, zum Herrn der Erde und der übrigen Thiere erkohren habe. So vortrefflich Sokrates die großen Eigenschaften der Gottheit aus einander setzte; so ein tiefes Stillschweigen beobachtete er über das Substratum, in welchem alle Vollkommenheiten dieses unsichtbaren Wesens vereinigt wären. Plato und

Xenophon sagen uns beide nicht, wie Sokrates sich die Substanz der Gottheit gedacht, ob er sie für körperlich oder unkörperlich gehalten, von der Materie getrennt, oder auf irgend eine Art mit ihr vereinigt geglaubt habe? ob er Feuer, Luft, Aether, oder sonst ein anderes Element zum Vehiculo der Gottheit angenommen? wie und wann sie die Welt gebauet, und was für einen Stoff sie vor sich gefunden habe. — Sokrates zählte vielleicht alle diese Fragen zu den unnützen Untersuchungen, die über unsere Kräfte wären, und nichts zur Erleuchtung unsers Verstandes oder zur Besserung unsers Herzens beitrügen.

Wenn wir die Gedanken dieser Philosophen vor dem Plato zusammennehmen, und mit dessen Hauptgrundsätzen im Timäus vergleichen; so werden wir die letztern fast alle neu und eigenthümlich finden. Er trennte nicht blos wie Anaxagoras den höchsten Gott von der Materie: er gab ihm ein Wesen und solche Eigenschaften, die denen der Materie ganz entgegengesetzt waren. Er hielt die Materie nicht blos für ewig, sondern für einen nakten, aber unruhig bewegten Stoff aller der wesentlichen Eigenschaften, die wir, als von jedem zusam-

zusammengesetzten Dinge unzertrennlich denken, beraubt war. — Er lies den unordentlichen Weltstoff nicht blos ordnen, sondern ihm auch Eigenschaften mittheilen, die er vorher nicht gehabt habe: Er lies durch die Vermittelung der Gottheit aus einer rohen Materie nicht blos eine Welt, eine gute Welt, sondern die beste unter allen entstehen, die aus einem solchen Stoffe nur gemacht werden konnte. Ihm war die Welt nicht blos ein Innbegriff lebloser, empfindender und denkender Geschöpfe, sondern selbst ein empfindendes, weises, göttliches Thier: von einer großen göttlichen Seele durchdrungen und umgeben, die aus den Vollkommenheiten der schaffenden Gottheit und den Unvollkommenheiten der leidenden Materie zusammengesetzt war. Er hielt die Gestirne vielleicht nicht zuerst für Götter, und Söhne der höchsten Gottheit, aber gewiß zuerst für Unterschöpfer unter der Aufsicht des großen Vaters der Welt. Vor dem Plato hatte man die Seelen der Menschen für unsterblich und göttlichen Ursprungs gehalten: er war aber, so viel wir wissen, der erste, welcher glaubte, daß die Seelen der Menschen gleich beim Anbeginn der Welt erschaffen worden,

den, und einerlei Natur mit der Seele des Ganzen sein. Plato war es nemlich, der den unsterblichen Geistern von untergeordneten Göttern sterbliche Leiber, und zwo verschiedene sterbliche Seelen anerschaffen lies, deren jeder er einen besondern Sitz anwies.

Plato mag übrigens das, was er durch den Mund des Timäus sagt, von andern entlehnt, oder selbst erfunden haben; so ist es ausgemacht, daß er alle vorgetragenen Sätze willkührlich, ohne sie durch Beweise zu unterstützen, annimmt, oder höchstens, daß eine Sache sei, daraus beweist, weil sie seiner Meinung nach gar nicht anders sein könne. Seine Sätze sind aber nicht blos unbewiesen und willkührlich, sondern auch, wenigstens ein Theil davon so dunkel und unverständlich ausgedrückt, daß man mit der größten Aufmerksamkeit seine Meinung kaum zu errathen im Stande ist.

Keine Stelle im ganzen Timäus trifft dieser Vorwurf mehr, als diejenige, wo er die Entstehung der Weltseele erklärt, und zu gleicher Zeit vom Ursprunge des Uebels und der Unschuld der höchsten Gottheit Rechenschaft zu geben sucht. „Gott, heißt es, mischte das untheil-

untheilbare mit theilbarem, das sich stets gleiche mit sich immer veränderndem, gewaltsam aber doch harmonisch, zusammen, und brachte aus dieser Mischung die Seele des Ganzen hervor. — Ueber den Sinn dieser Worte waren die Platoniker vom Xenokrates an bis auf die spätesten Nachfolger in mehrere Partheyen gespalten: Sextus führt sie wider die Grammatiker (I. 301.) als ein Beispiel an, an dem sie ihre ganze Kunst zu entziffern und auszulegen vergeblich versuchen würden, und setzt hinzu, daß alle Platoniker sie gerne mit Stillschweigen übergiengen, weil sie von jeher an ihrer richtigen Erklärung verzweifelt hätten.

Ueber das, was Plato das Untheilbare und sich stets Gleiche nennt, waren alle unter einander einig: sie erklären beides für Eigenschaften der höchsten Gottheit, die der Materie mitgetheilet worden. Allein sie fiengen alle an zu stutzen oder von einander abzugehen, wenn es auf die Erklärung des Theilbaren und stets Ungleichen ankam. Einige hielten beide Ausdrücke für gleichgeltend mit Materie, wie Plotin und Porphyr unter den Alten (Stob. Ecl. Phys. I. c. 40.) und Cudworth (c. IV. §. 13.) und Casaubon (ad Diog. III. 22.)

unter den Neuern; andere behaupteten, daß Plato unter den ungleichen und theilbaren etwas von der Materie verschiedenes, nemlich eine ewige unvernünftige, sich und die Materie unordentlich bewegende Seele verstanden habe, deren Zügellosigkeit die höchste Gottheit gebändigt, und durch die Einmischung mit seinen Vollkommenheiten zur göttlichen Weltseele umgebildet habe. Diese Auslegung hat die meisten Vertheidiger unter den Alten sowohl als Neuen gefunden. Zu Jenen gehören Atticus, Numenius, Chalcidius (Stob. l. c. et Chalc. in Timaeum c 2. §. 30. et c. 13. §. 29) besonders aber, Plutarch in seiner Abhandlung von dem Ursprunge der Weltseele nach dem Plato; unter den Neuern sind Mosheim in seinen Anmerkungen zur angeführten Stelle des Cudworth und Brucker merkwürdig. — Beide Partheyen von Auslegern erklären den Ursprung des Bösen nach dem Plato auf ganz verschiedene Arten. Jene läugneten durchaus alles absolut und positiv Böses, hielten alle Uebel für weiter nichts als Beraubungen des Guten, und diese Beraubung leiteten sie endlich aus der Unfähigkeit der Materie her, mehrere Vollkommenheiten der Gottheit aufzunehmen

men oder sich mittheilen zu lassen. — Diese hingegen glaubten, daß die nackte formlose Materie für alle Arten von göttlichen Eigenschaften unbegränzte Empfänglichkeit würde gehabt haben, wenn sie nicht von einer unvernünftigen Seele wäre bewegt worden, die die Gottheit eben so wenig als die Materie aus nichts schaffen, aber auch nicht ganz vertilgen oder überwinden konte. Sie sahen daher alle Uebel in der Welt, als Ueberbleibsel dieser unvernünftigen ewigen Seele an, deren regellose Bewegungen selbst die höchste Gottheit nicht ganz zu heben im Stande gewesen wäre.

Plutarch vertheidigt seine Auslegung mit außerordeutlichem Scharfsinn, und führt zur Bewährung der Meinung: daß Plato die ewige Materie von einer gleich ewigen unvernünftigen Seele habe bewegen lassen, mehrere Beweisgründe an, die ich erst ausziehen und nachher aus dem Plato selbst prüfen werde.

Nach dem Plato (sagt Plutarch Tom. II. p. 1014.) war die Welt nicht ewig, sondern ein Werk des höchsten Gottes. Ihn nennt er daher die beste der Ursachen, wie die Welt die beste der Würkungen. Der Stoff der Welt aber war nicht entstanden, sondern

ewig, und immerdar bereit, sich vom Welt-Schöpfer ordnen, und Vollkommenheiten mittheilen zu lassen. Die Welt selbst entstand nicht durch göttliche Kraft aus Nichts, sondern aus einer vorhandenen Materie, die aber unförmlich und ungeordnet war. Diesen Zustand des ewigen wüsten Weltstofs nennt er ακοσμια und setzt ihn nicht in eine gänzliche Beraubung aller Würklichkeit, sondern in Unordnung und unruhige Bewegungen dessen, was da war. Die Ursache von beiden war eine unvernünftige Weltseele, die von Ewigkeit her in der Materie wohnte, und durch ihre nie ruhende Thätigkeit das Entstehen fortdaurender zweckmäßiger Körper hinderte. So wenig Gott aus etwas ganz unkörperlichem die sichtbare Körperwelt hervorbrachte; eben so wenig machte er aus etwas ganz Seelenlosen die große Seele des ganzen Universums. Künstler schaffen weder Töne noch Bewegungen: aber Uebereinstimmungen in Tönen und Harmonie in Bewegungen können sie hervorbringen. Eben so fand Gott Solidität in der Materie, Bewegungskraft und Empfindlichkeit in der Seele vor sich: Allein jene war dunkel und zerrüttet: diese unvernünftig und zügellos. Als daher

daher die Gottheit aus beiden das vollkommenste Weltthier bauen wollte: gab er der Materie Ordnung und Beständheit: der Seele aber Vernunft und Weisheit. Plato bezeichnet die letztere mit mehrern Namen: Im Philebus nennt er sie eine gänzliche Beraubung der Harmonie und Vernunft, ein Wesen, das immer zu viel und zu wenig thäte, und in Zwietracht und Ungleichheit weder Maas noch Ziel beobachtete. Im Timäus nennt er sie das Theilbare und stets Ungleiche, an mehrern Orten Nothwendigkeit, in den Gesetzen endlich mit klaren Worten die unbändige und unvernünftige Seele.

Plato (fährt Plutarch S. 1015. fort) muß unter dem, was er bald Nothwendigkeit, bald eine Beraubung der Vernunft und Ordnung, bald noch anders nennt, nothwendig eine unvernünftige mit der formlosen Materie gleich ewige Weltseele verstanden haben, weil er sonst nicht von Widerstande, den der Weltschöpfer gefunden, nicht von der Ungeneigtheit der Materie gegen die Mittheilung der göttlichen Vollkommenheiten hätte reden können. Die Materie war seinen wiederholten Aussprüchen nach ganz leidend, ohne alle wesentliche Eigen-

 schaf-

schaften, und gegen alles, was der Weltschöpfer ihr mittheilen wollte, gleich empfänglich. Die der Materie anklebende Widerspenstigkeit, aus welcher er die eigene Bewegung der Planeten vom Abend gegen Morgen erkläret, kann nicht aus ihr selbst, sondern allein aus einem von ihr verschiedenen, aber doch mit ihr verbundenen Wesen erläutert werden. — Ohne ein solches unvernünftiges Wesen würde Plato den Ursprung des Bösen gar nicht auf eine genugthuende Art haben angeben können. Wenn anders die Materie eine uneingeschränkte Empfänglichkeit für alle Arten von Formen und Eigenschaften, und die Gottheit unbegränzte Macht und Güte hatte: woher denn so viele Uebel, da jene alles leiden, und dieser alles thun konnte? Plato würde diese Schwierigkeit niemals haben auflösen können, wenn er nicht mit der leidenden Materie eine unruhige Seele verbunden hätte, die den gütigen Absichten Gottes und der Mittheilung seiner Eigenschaften Schranken setzte, und von ihm zwar gebessert, aber nicht ganz vernichtet werden konnte. Mit dieser Wendung fielen alle Widersprüche weg, die sonst unmittelbar aus seinen Grundsätzen gefolgt wären.

Wenn

Wenn man aus dem System des Plato, den Satz von einer ewigen unvernünftigen Seele wegnimmt; so ist man außer Stand, diesen großen Philosophen gegen den Vorwurf des offenbarsten Widerspruchs zu retten, den man kaum einem trunkenen Sophisten, viel weniger dem Plato in seinem durchdachtesten Raisonnement aufbürden kann. Er nennt die Seele des Ganzen bald ewig, und bald in der Zeit entstanden: und würde sich also des ungereimtesten Widerspruchs schuldig gemacht haben, wenn er beides von einer und eben derselben Seele gesagt hätte. Allein er verstand unter der ewigen die unvernünftige unerschaffene Seele der wüsten Materie: unter der entstandenen aber die Seele der Welt, die aus jener unvernünftigen und die durch Gott mitgetheilten Vollkommenheiten der Vernunft und Weisheit gemischt war.

Diejenigen, (sagt Plutarch 1022.23.) welche glauben, daß Gott nach dem Plato die Seele der Welt aus der Materie und seinen eigenen göttlichen Eigenschaften zusammengesetzt hatten, irren offenbar. Er nennt die Materie das Substratum aller Dinge, die allgemeine Mutter, und Ernährerinn alles des-

sen,

sen, was aus ihr nachher erschaffen worden: allein, nie giebt er ihr den Namen des theilbaren Wesens (της περι τα σωματα μεριστης) worunter er nichts anders, als eine von der Materie verschiedene unvernünftige Seele verstanden haben kann.

Wenn Plato ferner nicht außer der Materie eine unvernünftige Seele angenommen, und diese mit dem Namen des theilbaren Wesens bezeichnet hat; so sind Entstehung der Welt und der Weltseele völlig einerlei, da Plato doch beide sehr sorgfältig von einander zu unterscheiden sucht. Sie entstanden nach dieser Voraussehung beide aus Materie, und den mitgetheilten göttlichen Eigenschaften, und waren also als Würkungen gleicher Ursachen zu gleicher Zeit da, da hingegen bei der Plutarchischen Auslegung zur Entstehung der Weltseele gar keine Materie, zum Bau der Welt hingegen Materie nothwendig erfordert ward. Gott mischte mit der unvernünftigen ewigen Seele der Materie Vernunft und Weisheit, und daraus entstand zuerst Weltseele: er breitete diese Weltseele aus durch die ganze unförmliche Materie, und da ward erst körperliche sichtbare Welt.

Endlich

Endlich läßt sichs (sagt Plutarchus) gar nicht erklären, woher die Seele der Welt, und die aus gleichem Stoffe geschaffenen menschlichen Seelen *) die Gabe zu empfinden, und schwächere Empfindungen oder Bilder der Phantasie zusammenzusetzen erhalten hätten, wenn man nicht eine ewige unvernünftige Seele, die beides hatte, annimmt. Von der Gottheit konnte die Seele der Welt diese Eigenschaften nicht erhalten haben, weil die dergleichen nicht besitzt: von der Materie noch weniger, weil diese ohne alle Eigenschaften war. Es bleibt also nichts übrig, als die Fähigkeit zu empfinden, zu imaginiren, und aus einzelnen Empfindungen und Bildern zu schließen, aus einer unvernünftigen Seele abzuleiten.

Wenn man alle Gründe des Plutarchs für das Dasein einer unvernünftigen Seele übersieht; so scheint gar keine Wahl unter beiden Auslegungen mehr übrig zu sein, so sehr hat die

*) Ποθεν ουν εσχεν ἡ ψυχη την ΑΝΤΙΛΗΠΤΙΚΗΝ ΤΟΥ ΑΙΣΘΗΤΟΥ και ΔΟΞΑΣΤΙΚΗΝ ταυτην κινησιν ἑτεραν της νοητικης εκεινης, και τελευτωσης εις επιστημην, εργον ειπειν, μη θεμενους βεβαιως, ὁτε νυν ουχ ἁπλως ψυχην, αλλα κοσμου ψυχην συνιστησιν εξ ὑποκειμενων της τε κρειττονος ουσιας και αμεριστου, και χειρονος, ἡν περι τα σωματα μεριστην κεκληκεν. κ. τ. λ.

die des Plutarchs beim ersten Anblick das Uebergewicht. Allein alle seine Beweise stützen sich am Ende doch auf den Gedanken: daß Plato eine solche unvernünftige Seele behauptet habe, weil er sie behaupten mußte, wenn er sich nicht mehrerer Widersprüche schuldig machen wollte. Diese Art zu schließen darf man deswegen beim Plato nicht annehmen und zugeben, wei! er so viele dunkele Begriffe hatte, deren Verbindungen, Widersprüche und Folgerungen er eben ihrer Dunkelheit wegen nicht alle einsah, — und Plato auch sonst von Widersprüchen nicht ganz frei ist. Bei einem solchen Schriftsteller als Plato, war sehr leicht möglich, daß er zu der Zeit, als er seinen Timäus schrieb, sich selbst seine Begriffe noch nicht genug entwickelt, und für keine von beiden Meinungen, von welchen hier die Rede ist, entschieden hatte: daß er ferner noch lange nachher zwischen ihnen schwankte, sich bald zur einem, bald zur andern neigte, und zuletzt erst in einer seiner spätesten Schriften, diejenige, die Plutarch ihm zuschreibt, ohne weitere Bedenklichkeit annahm. Plutarch dachte nicht daran, daß er Recht haben konnte, ohne daß die Vertheidiger der entgegen gesetzten Meinung ganz Unrecht hatten.

Plato

Plato hat eben die Fragen von der Materie, der Weltseele, und dem Ursprunge des Bösen, die er in seinem Timäus vorzüglich abhandelt, noch in zwoen andern Stellen beiläufig berührt, nemlich in seinem πολιτικος (Op. T. II. 269 u. f. S.) und im zehnten Buch von den Gesetzen (Tom. II. p. 896 u. f.) in welchen Stellen aber, so viel ich urtheilen kann, er sich nicht gleich zu sein scheint.

Der große Gott (heißt es in der ersten Stelle) leitet das ganze Universum in seinen Bewegungen: überläßt es aber doch zu gewissen Zeiten ganz ihm selbst, und seinen eigenthümlichen Umwälzungen. So bald die Gottheit ihre lenkende Hand von dieser Welt zurückzieht; bewegt sie sich, ungeachtet sie Empfindungen und Vernunft von ihrem Schöpfer erhalten hat, nach ganz entgegen gesetzten Richtungen, und zwar vermöge einer ihr ursprünglich und nothwendig beiwohnenden Kraft *). Eine unwandelbare Gleichheit, ein unveränderliches Fortdauren in demselbigen Zustande kommt nur dem erhabensten und göttlichsten aller Wesen zu, zu welchen man

zusam-

*) Τουτο δε αυτῳ το αναπαλιν ιεναι, δια ΤΑΔ' ΕΞ ΑΝΑΓΚΗΣ ΕΜΦΥΤΟΝ γεγονε.

zusammengesetzte Dinge oder Körper gar nicht zählen darf, weil sie von einer ganz andern Art sind. Das was wir Welt oder Weltgebäude nennen, ist freilich vieler herrlichen Eigenschaften durch die Güte ihres Schöpfers theilhaftig geworden, allein es entstand doch auch aus zusammengesetztem, theilbarem Grundstoffe, und kann daher nie aller Veränderung, aller unregelmäßigen Bewegung los werden *). Der höchste Gott ist es also nicht, der der Welt zwo entgegen gesetzte Bewegungen giebt: viel weniger darf man zweene entgegen gesetzte Götter annehmen, die die Welt nach verschiedenen Richtungen zu verschiedenen Zeiten herumwälzten: sondern man muß die eine regelmäßige und gewöhnliche Bewegung von eben der göttlichen Ursache ableiten, die der Welt Leben und Unsterblichkeit gab, die entgegengesetzte und ungewöhnliche aber aus einem ursprünglichen, und von der Gottheit nicht empfangenen Principio der

Selbst-

*) Ὃν δε ΟΤΡΑΝΟΝ και ΚΟΣΜΟΝ επωνομακαμεν, πολλων μεν και μακαριων παρα τȣ γεννησαντος μετειληφεν, αταρ ȣν δε κεκοινωνηκε γε και ΣΩΜΑΤΟΣ. ὅθεν αυτῳ μεταβολης αμοιρῳ γιγνεσθαι δια παντος αδυνατον.

Selbstbewegung, das sich sogleich äußert, wenn die Gottheit die Welt ihr selbst überläßt. Er beschreibt die Würkungen dieser selbstständigen Weltbewegung einige Seiten hindurch, und setzt endlich S. 273. hinzu *): die Ursache davon sind die körperlichen Bestandtheile der Welt, und die dem Urstoffe anklebende Kraft, wodurch er von seiner Einrichtung durch die Gottheit unregelmäßig herumgetrieben wurde. Alles was gut und schön in der Welt ist, hat sie von Gott, ihrem Schöpfer: alle Leiden und Missethaten hingegen, die sich im Himmel und auf Erden finden, stammen von jener ursprünglichen Beschaffenheit (ἕξις) der Materie ab, die sich bis durch alle Arten von Thieren fortgepflanzet hat.

Wenn der Timäus allein aus den angeführten Stellen dieses Gesprächs erklärt werden

*) Τȣτων δε αυτῳ ΤΟ ΣΩΜΑΤΟΕΙΔΕΣ ΤΗΣ ΣΥΓΚΡΑΣΕΩΣ αιτιον, το ΤΗΣ ΠΑΛΑΙ ποτε ΦΥΣΕΩΣ ΞΥΝΤΡΟΦΟΝ, ετι πολλης ην μετοχος αταξιας, πριν εις τον νυν κοσμον αφικεσθαι. Παρα μεν γαρ τȣ συνθεντος παντα καλα κεχηται· παρα δε της εμπροσθεν ἕξεως ὁσα χαλεπα και αδικα εν ȣρανῳ γιγνεται, ταυτα εξ εκεινης αυτος τε εχει και τοις ζωις εναπεργαζεται.

den müßte, so würde Plutarch ohne Widerrede seine Auslegung aufgeben müssen. Plato redet hier nirgends von einer unvernünftigen, ewigen, in der Materie wohnenden, aber doch von ihr verschiedenen Seele: sondern leitet alles Böse aus der zusammengesetzten Natur der Materie, oder einer nothwendig und unzertrennlich mit ihr verbundenen Kraft und Eigenschaft ab. Er giebt auch nicht durch den kleinsten Wink zu erkennen, daß diese Kraft oder Eigenschaft, oder Principium von Selbstbewegung, ein lebendes empfindendes Wesen sei; vielmehr sagt er ausdrücklich, daß Gott der Welt zuerst Leben mitgetheilt habe, und daß man iene Kraft nicht für eine dem Weltschöpfer entgegen würkende Gottheit halten müsse. Entweder vergaß Plato, da er dies Gespräch schrieb, daß er an unzähligen andern Orten seiner Schrift die Materie für ganz unförmlich, und aller Eigenschaften beraubt, erklärt hatte: oder er hielt, was mir wahrscheinlicher vorkommt, unordentliche Bewegung, und ein selbstständiges Principium derselben nicht für eine Eigenschaft (ποιητης). Zu verwundern ist es, daß Plato sich periodische Entfernungen der Gottheit von der Regierung der

Welt

Welt denken konnte, ohne die geringsten Beweise für eine so sonderbare und gar nicht tröstende Meinung beizubringen.

Ganz anders redet Plato im zehnten Buche seiner Gesetze. Wenn die Seele der Welt älter ist als ihr Körper (läßt er eine der redenden Personen sagen) so müssen auch die Eigenschaften und Werke der Seele vor denen des Körpers entstanden sein. Denkarten und Sitten also, Entschließungen, Raisonnements, und wahre Meinungen, endlich Entwürfe und Erinnerungen müssen vor Ausdehnung, Breite, Tiefe und andern Eigenschaften der Körper hergegangen sein. Und wenn sie anders den Grund von allem, was geschieht, in sich enthält; so muß sie die Ursache von allem Guten und Schönen, Bösen und Häßlichen, von Recht und Unrecht, kurz von allen entgegengesetzten Beschaffenheiten sein. — Nothwendig aber muß man mehrere und nicht weniger, als zwo Seelen annehmen *), eine wohlthätige, die die Quelle alles Guten und Schönen ist, und eine bösartige, die der erstern guten entgegen handelt. — Er setzt hinzu, daß die Aeußerungen

*) Δυοιν μεν γε πȣ ελαττον μηδεν τιθωμεν, της τε ΕΥΕΡΓΕΤΙΔΟΣ και της ΤΑΝΑΝΤΙΑ δυναμενης ΕΞΕΡΓΑΖΕΣΘΑΙ.

ihrer Kräfte die Ursachen aller Eigenschaften und Thätigkeiten der Körperwelt wären.

Wenn man diese letzte Stelle allein läse; so könnte man keinen Augenblick anstehen der Plutarchischen Meinung beizutreten, und zu glauben, daß Plato vor der Weltschöpfung eine ewige unvernünftige Seele mit der Materie vereinigt geglaubt habe. Sie zeigt wenigstens, daß Plutarchs Auslegung nicht bloße Hypothese sei, vielleicht noch, daß Plato sich bei der Meinung von einer unvernünftigen Weltseele zuletzt beruhigt habe, weil er hier am deutlichsten und bestimmtesten redet: allein sie beweist nicht, was Plutarch darzuthun sucht, daß Plato die entgegen gesetzte Meinung nie gehabt habe und haben konnte, daß in der seinigen widersprechende Auslegung also ungegründet sei, und gar keine Zeugnisse aus dem Plato vor sich habe. — Ein neues Beispiel zu der alten Bemerkung, daß man einem Schriftsteller, dergleichen Plato war, nicht deswegen die vernünftigste Meinung zuschreiben müsse, weil er sich sonst widersprechen würde, und daß man ferner die Meinung eines Philosophen nicht aus einer Stelle, sondern aus allen zusammen genommen beurtheilen müsse.

Die

Die Platonische Lehre vom Ursprunge des Bösen ist, Kleinigkeiten ausgenommen, mit Leibnitzens Hypothese von der besten Welt, im Grunde einerlei. Gott (sagte Plato) als das mächtigste und gütigste Wesen theilte der unordentlichen rohen Materie alle Vollkommenheit mit, deren sie fähig war: die Welt wurde die beste der Würkungen, wie Gott die beste der Ursachen war. Er schloß aus der höchsten Macht und Güte Gottes auf die Nothwendigkeit der nur möglichen größten Vollkommenheit des Weltgebäudes: und behauptete, daß das, was wir Uebel nennen, entweder aus unüberwindlichen Unvollkommenheiten der Materie, oder aus einer nicht ganz zu hebenden Widerspenstigkeit eines ewigen unvernünftigen Principiums herrühre. Es war seinen Grundsätzen nach unmöglich, aus einer solchen Materie etwas besseres und vollkommneres, als diese Welt ist, zu schaffen: an ihren Fehlern ist also weder Mangel der Macht, noch des guten Willens ihres Schöpfers Schuld: Gott legte sie nicht selbst in die Materie hinein, sondern duldete sie als Ueberbleibsel der ursprünglichen Unordnung, die der Materie selbst durch die höchste göttliche Macht nicht genommen werden konnten.

Wenn anders (so schloß Leibnitz) die Gottheit das ist, wofür wir sie alle halten, das weiseste, mächtigste, gütigste Wesen; so muß diese Welt nothwendig die beste unter allen Welten sein. Eben dieses, daß sie wurde, noch ist und fortdauert, ist ein unwiderleglicher Beweis, daß unter allen möglichen Welten, deren Plane in Gottes Verstande von Ewigkeit her existirten, keine der Erschaffenen an Schönheit und Güte beikam. Gott würde, wenn eine bessere möglich gewesen wäre, diese bessere durch seine Weisheit erkannt, vermöge seiner Güte gewählt und durch seine Macht hervorgebracht haben. — Aber auch die beste der Welten enthielt doch immer nur endliche, eingeschränkte Wesen, die bei ihrer zarten Empfindlichkeit leiden, bei ihren eingeschränkten Erkenntniß Fähigkeiten, das Wahre mit dem Falschen, das Gute mit dem Bösen vertauschen, und durch Irrthum also in Schwachheiten oder Laster versinken konnten: Selbst die von allen erschaffenen Wesen unzertrennliche Endlichkeit (mal metaphysique) zog viele moralische und physische Uebel unvermeidlich nach sich. Alle diese Uebel konnte die Gottheit nicht zurückhalten oder vertilgen, ohne die

Welt,

Welt, ewig unerschaffen zu lassen, oder gleich nach ihrer Entstehung wiederum ins alte Nichts zurück zu stürzen: ohne sie konnte also die beste der Welten nicht ihr Dasein erhalten, mit ihnen würde auch sie unausbleiblich zerstört worden sein.

Plato und Leibnitz zogen aus denselben Begriffen und Vördersätzen dieselbigen Folgerungen, und widerlegten gemeinschaftliche Vorwürfe auf einerlei Art. Wenn man an die Stelle der Platonischen Erbauung der Welt aus vorhandener Materie, die Leibnitzische Schöpfung aus nichts setzt; so wird man schwerlich weiter beträchtliche Unterschiede ihrer Gedanken entdecken können. Viele alte Philosophen würden bei einer genauern Vergleichung gefunden haben, daß Plato eben durch die Behauptung einer ewigen Materie einen großen Vortheil über Leibnitz gewonnen: daß er nemlich in einer weniger gezwungenen Bedeutung als Leibnitz sagen konnte: Gott sei an allem Uebel in der Welt unschuldig, er habe das Uebel nicht selbst erschaffen, sondern nur zugelassen und geduldet. Die Zulassung des Bösen in Leibnitzens Verstande würde ihnen weiter nichts gesagt haben, als daß Gott die

Welt nicht um dieses Bösen willen erschaffen, oder das Böse zu einer seiner Hauptabsichten gemacht habe; sie würden sich aber schwerlich haben bereden lassen, daß Gott alle endliche Wesen aus nichts erschaffen habe, und doch weder die Ursache ihrer Eingeschränktheit, noch deren Folgen genannt werden könne. Beim Plato würden sie diese Schwierigkeiten nicht gefunden haben, weil sein Gott nicht schuf, sondern etwas vorhandenes besserte, den Dingen nicht ihr ganzes Wesen gab, sondern ihre Natur vervollkommte, endlich der Welt alles was sie schönes und gutes in sich enthalte, mittheilte, und nur diejenigen Mängel übrig ließ, die sich von ihrer Natur selbst durch die Finger der Allmacht nicht trennen ließen.

Ich kann diese Abhandlung nicht endigen, ohne kurz einige sonderbare Einwürfe zu berühren, die Bayle (Art. Epicure Lit. S.) im Namen des Epikurs wider die Grundsätze des Plato vorgebracht hat.

Wenn man, sagt dieser Philosoph, einmal voraus gesetzt hat, daß die Materie oder der Weltstoff unerschaffen und von keiner Gottheit aus Nichts hervorgezogen sei; so ist es viel weniger ungereimt zu sagen, daß die Gottheit die

die Welt weder vormals geordnet habe, noch gegenwärtig regiere, als zu behaupten, daß eine unerschaffene Materie, von ihr geordnet worden, und noch jetzo regieret werde. Jene ist Epicurs, diese Platos Meinung, welche letztere zwar frömmer, aber ungegründet und sich selbst widersprechend ist. Wenn die Materie als ein unabhängiges Wesen von Ewigkeit her existirte (konnte Epikur den Plato fragen) was für Recht hatte Gott sich ihrer zu bemächtigen, und sie in einen andern Zustand zu versetzen, als in welchem sie vorher gewesen war. That er es bloß, weil er der stärkere war; so verfuhr er als Tyrann, der Gewalt für Recht gelten ließ: that er es aber aus Güte, blos um der Welt eine größere Vollkommenheit zu geben, als sie vorher gehabt hatte; so entschuldigt selbst diese gute Absicht seine Gewaltthätigkeit nicht. Der größte Menschenfreund ist nicht berechtigt sich ungerufen in die Angelegenheit seines Nachbaren einzudrängen, wenn er auch noch so fest von der Güte seines Vorsatzes überzeugt ist. — Vernünftige Künstler fangen nicht eher an Materialien zu bearbeiten, bis sie ihren Werth genau untersucht und gefunden haben, daß keine unverbesserliche Feh-

ler sich derjenigem Form entgegensetzen, die sie ihnen zu geben sich vorgenommen hatten. Gott hätte sich also auch nicht eher an die Verbesserung der Materie wagen sollen, bis er eingesehen hätte, ob aus ihr dasjenige werden konnte, was er daraus zu bilden sich entschlossen hatte. Plato gesteht selbst, daß die Unart und Unvollkommenheit des Weltstoffs unüberwindlich war. Durch dessen Umbildung in diese Welt ist der todte Saame aller Uebel, der in den meisten Klumpen von Materie unentwickelt schlief, lebendig geworden: Krankheiten, Schmerzen und Tod auf der einen, Irrthümer, Laster und Missethaten auf der andern Seite haben sich über die ganze Erde verbreitet, und die Materie in einen schlimmern Zustand versetzt, als in welchem sie zur Zeit ihrer gänzlichen Unempfindlichkeit war. Bei dem Anblick so vieler Uebel, und bei der traurigen Nothwendigkeit Bosheiten strafen zu müssen, und doch nicht heben zu können, kann die Welt ordnende und regierende Gottheit unmöglich glücklich sein. — Bayle glaubt, daß diese Einwürfe dem Plato selbst unwiderleglich gewesen wären.

Allein wenn Epikur dem Plato weiter nichts entgegen zu setzen gehabt hätte, so denke ich, würde er mit ihm bald fertig geworden sein, wenn er sich folgender maßen verantwortet hätte.

Gott bemächtigte sich der Materie, um aus ihr eine Welt zu bauen, nicht vermöge des Rechts des Stärkern, sondern aus Bewegungsgründen der uneigennützigsten Güte, um sie sich selbst so ähnlich als möglich zu machen. Unrecht konnte er der Materie gar nicht thun, weil sie gefühllos und in der äußersten Verderbniß war: Im Gegentheil würde Gott das, was er sich selbst schuldig war, vernachläßigt haben, wenn er ihr das Gute, was er ihr geben konnte, vorenthalten, die zahllose Menge glücklicher Geschöpfe, die sie fassen konnte, in ihrem todten Schlummer ewig gelassen hätte. Gott kannte vor der Erzeugung der Welt, den Stoff derselben Materie durch und durch: er wußte, daß ihre Unvollkommenheit und Mängel nicht ganz zu heben waren: allein er baute dem ohngeachtet dies herrliche Weltgebäude, das seines Urhebers würdig ist, weil die Summe von Glückseligkeit, die darinne genossen wird, die kleinen Uebel, die nur dem Unzufriedenen

und Uebelgesinnten so sehr in die Augen fallen, unendlich überwiegt. Nur alsdenn würde die Gottheit ihrer Werke wegen mit Recht angeklagt werden können, wenn des Guten weniger, als des Bösen sich darinne gefunden hätte: allein in diesem Falle würde die Welt ihrem Untergange von selbst und unaufhaltsam entgegen geeilt sein. Die siegende Unordnung würde die großen Weltkörper bald aus einander gerissen, und das Uebergewicht von Leiden und Verderbniß alle empfindende und denkende Wesen in die allgemeine Verwüstung hinein gezogen haben.

II.

Betrachtungen über die Männerliebe der Griechen, nebst einem Auszuge aus dem Gastmahle des Plato.

Personne n'est exempt de dire des Fadaises: le malheur est, de les dire curieusement.

MONTAGNE.

Man ist schon lange von dem Wahn zurückgekommen: daß man alsdenn schon den Menschen kenne, wenn man die allen Menschen gemeinschaftliche Eigenschaften, wodurch sie sich sowohl von denen unter ihnen stehenden, als über sie erhabenen Geschöpfarten unterscheiden, nach den gewöhnlichen Bestimmungen der Schule anzugeben wisse. Große Philosophen bemerkten nemlich, daß, wenn man nicht auf bloße Anlagen, und vielleicht zu entwickelnde Fähigkeiten, sondern auf würkliche Kräfte und erworbene Vollkommenheiten, acht geben wolle, ein Mensch von einem andern Menschen, ein Newton und Leibnitz von einem Neuholländer oder Bewohner des Feuerlandes ungleich mehr entfernt sei, als die letztern von den, unserm Geschlechte sich am meisten nähernden Thieren, abstehen. Sie

zogen

zogen hieraus die ganz natürliche Folge, daß, um die menschliche Natur in ihrem ganzen Umfange, in ihrer erhabensten Größe sowohl, als tiefsten Erniedrigung kennen zu lernen, man nicht sowohl auf die wenigen unbeträchtlichen Eigenschaften, die allen Menschen in allen Himmelsstrichen und Ländern gemein sind und waren, nicht auf die Unterschiede der Menschen vom Vieh und von Dämonen: sondern vorzüglich auf die ungleich zahlreichern und wichtigern Verschiedenheiten der Menschen selbst zu sehen habe.

Nur Schüler oder gleich Schülern unwissende Lehrer reden noch vom Menschen als von einem Dinge, daß sich allenthalben so ähnlich sei, als die Definitionen der Philosophen. Auch unter uns haben Männer, deren Weltweisheit sich auf bewährte eigenthümliche Erfahrungen oder Data aus der Geschichte gründete, den wilden Jäger und Fischer von dem ausgebildeten Bewohner der Städte unterschieden, und von den guten und bösen Eigenschaften des einen nicht wie von denen des andern geredet. Die Vergleichung des rohen und gezähmten Menschen hat sehr wichtige Untersuchungen zu Resultaten gegeben, die noch wichtiger werden

würden,

würden, wenn man selbst die Grade der Wildheit und die zu bestimmenden Annäherungen zur Cultur genauer, als bisher geschehen ist, festzusetzen sich bemühet hätte.

Die anhaltende Aufmerksamkeit hat gleiche Würkungen mit dem Vergrößerungsglase: sie zeigt eine Menge von Gegenständen, die der flüchtige Blick übersehen hatte, eine Menge von Verschiedenheiten in Dingen, die man vorher als gleich und ähnlich betrachtete. So wie man bisher alle Wilden zu sehr als gleichartig angesehen hat, eben so und noch mehr hat man von ausgebildeten Menschen, und cultivirten Völkern, als gleichartigen Gegenfüßlern von jenen geredet. Und doch entdeckt man selbst unter cultivirten Völkern, unter denen Künste und Wissenschaften ohngefähr in gleichem Grade blühten, fast eben so große Verschiedenheiten, als unter gewissen Wilden und gewissen ausgebildeten Nationen.

Die Griechen waren ohne Widerrede die aufgeklärteste Nation der alten Welt. Sie hatten vortrefliche Systemen von Gesetzen, und übertrafen eine jede der jetzt blühenden cultivirten Völker Europens an Dichtkunst und Beredsamkeit, in allen schönen Künsten und

Philo-

Philosophie, eben so sehr, als sie uns wiederum an mannichfaltiger Gelehrsamkeit und Anzahl von Wissenschaften weichen müssen. Diese von so vielen Seiten uns so ähnlichen unterscheiden sich von uns durch Religion, Lebensart, Sitten, Tugenden und Laster so sehr, daß man mit so großen Aehnlichkeiten kaum so außerordentliche Verschiedenheiten zusammendenken kann. Eine vollständige Vergleichung dieses merkwürdigen Volks mit den cultivirten Völkern unserer Zeit würde einer der wichtigsten Beyträge zur Geschichte der Menschheit sein, den wir aber vors erste immer mehr wünschen als hoffen können. In Ermangelung eines solchen Werks wage ich es, nur eine einzige, aber die Griechen sehr auszeichnende Sitte oder Leidenschaft, ihre Liebe, etwas genauer zu untersuchen. Auch diese kleine Probe wird schon manchen überführen, daß die alte Literatur für das Studium der Menschengeschichte bei weitem nicht so unfruchtbar aber auch nicht so sehr erschöpft sei, als viele sich sehr unrichtig vorgestellt haben.

Die Liebe der Griechen äußerte sich auf eine ganz andere Art, und hatte auch ganz andere Gegenstände, als eben diese Leidenschaft unter

uns

uns hat. Die zärtliche Liebe zum weiblichen Geschlechte, die sich weniger auf körperliche Schönheit als unsichtbare Vollkommenheiten des Herzens und Geistes gründet, die weniger Hang zum Genusse als Hochachtung ist, kanten die Griechen entweder gar nicht, oder verachteten sie auch: Dagegen hatten sie eine schwärmerische Liebe für die Schönheiten des männlichen Geschlechts, die uns in einer jeden Fiction abentheuerlich vorkommen, und immer unglaublich scheinen würde, wenn nicht die übereinstimmenden Denkmäler des Alterthums allen Zweifel unmöglich machten. Diese uns so fremde und unbekannte Liebe war nicht etwa die Erscheinung eines einzigen Zeitalters, oder nur einem Staate eigen: sie war fast durch alle, wenigstens die tapfersten Völker Griechenlandes verbreitet, und erhielt sich viele Jahrhunderte durch von der ersten Bildung der Griechischen Staaten an bis auf deren gänzlichen Untergang. Ihre Weltweisen raisonnirten mit der feierlichsten Ernsthaftigkeit über diese Liebe als eine der wichtigsten Gegenstände der Philosophen: nirgends aber ist ihre Denkungsart der unsrigem mehr entgegengesetzt, als eben in diesem Punkte: ihre Metaphysik

der Liebe unterscheidet sich von der heutigen eben so sehr, als die Griechen selbst durch ihre geistige Männerliebe von allen alten und neuern wildern und cultivirten Völkern der Erde verschieden sind.

Das weibliche Geschlecht, das nur in wenigen Gegenden der Erde schöner oder so schön war, als in Griechenland, genoß bei den Griechen lange so viele Achtung und Vorrechte nicht, als man nach dem Verhältnisse ihrer Cultur, und dem unter keinem Volke mehr blühenden Studio des Vergnügens hätte erwarten sollen. Sie waren stets in dem innersten Theile des Hauses eingeschlossen*), zu welchem niemanden als den nächsten Verwandten der Zutritt erlaubt war. Aus diesen heiligen unzugänglichen Orten kamen sie nicht anders heraus, als zum Besuche von Freundinnen, oder zur

*) *Cornelius Nepos in Praefatione:* Quem enim Romanorum pudet vxorem ducere in conuiuium? aut cuius materfamilias non primum locum tenet aedium, atque in celebritate versatur? quod multo fit aliter in Graecia. Nam neque in conuiuium adhibetur, nisi propinquorum: neque sedet nisi in interiore parte aedium, quae gynaeconitis appellatur, quo nemo accedit, nisi propinqua cognatione coniunctus.

zur Feyer großer Feste, die sie gewöhnlich mit Ausschließung des männlichen Geschlechts begiengen. Sie wurden niemals zu großen Gastmählern gezogen, selbst alsdenn nicht, wenn die Gesellschaft aus einer ausgesuchten Zahl ernsthafter und zuverläßiger Männer bestand. Aus dieser gänzlichen Entfernung des weiblichen Geschlechts muß man theils die den Griechen so eigenthümlichen philosophischen Tischgespräche, theils die üppigen, auch die besten Gastmähler begleitenden Vergnügungen erklären, die bei den verdorbenen Morgenländern nicht ausgelassner sein können. Ihnen fehlte also alle Gelegenheit, sich durch den Umgang mit vernünftigen Männern auszubilden, welchem das schöne Geschlecht unter uns so viele Vorzüge zu verdanken hat. Aber auch ihre ganze Erziehung war so beschaffen, daß sie sich keine Hoffnung machen konnten, Beherrscherinnen von Männerseelen zu werden, die Künste, Wissenschaften, und Weltweisheit über alles liebten. Alle diejenigen Kenntnisse, wodurch sie Geist und Hertz hätten bilden, und sich selbst zu vernünftigen Gesellschafterinnen ihrer Gatten machen können, wurden entweder von Männern gelehrt, denen aller Zugang zu ihnen

versagt war: oder auch an öffentlichen Oertern mitgetheilt, die sie wiederum zu besuchen, durch den Wohlstand verhindert wurden. Aller Unterricht den sie erhielten, schränkte sich auf die Erlernung einiger weiblichen zeitkürzenden Arbeiten, und auf die große Kunst des Putzes ein, die, die Harems der Morgenländer ausgenommen, durch die mächtige Triebfeder der Langeweile nirgends weiter als unter den Griechinnen getrieben sein kann *). Während daß sie zu Hause arbeiteten, sich badeten und

*) Die Beispiele der Griechinnen und Morgenländerinnen beweisen, daß der Hang zum Putze nicht immer mit der Begierde, dem männlichen Geschlechte zu gefallen, ab und zunehme. Der Weiberhasser beim Lucian schildert die Toilette der Griechischen Damen vielleicht nicht von der vortheilhaftesten Seite in folgender Stelle (ερωτες. T. I. p. 901.): Sie suchen (declamirt er) ihre Häßlichkeit durch fremden erkünstelten Putz zu verstecken. Wenn einer daher unsere Weiber kurz nachher, wenn sie sich aus ihrem Bette erhoben haben, überraschen wollte; so würde er vor ihnen mehr als vor den häßlichsten Thiere zurückfahren. Sie sind aber gleich mit Chören von Mädgen und alten Weibern umringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit allen Arten von Schminke überschmieren. Sie greifen nicht gleich, wenn sie ihr Haupt mit reinem Wasser gewa-

und pützten: waren die Männer gewöhnlich außer Hause, entweder bei öffentlichen Volks- versammlungen und den Unterredungen der

gewaschen und erfrischet haben, ein nützliches ernsthaftes Werk an; sondern beschäfftigen sich erst mit der Zubereitung und Zusammensetzung der Schminke und deren geschickten Auftragung auf ihre widrigen Gesichter. Mit ihrem Anputze geht es so feyerlich wie an manchen großen Festen zu: ein Theil von Aufwärterinnen muß silberne Becken, ein anderer Gießkannen und Spiegel bereit halten, oder herzuschleppen. Ein ganzes Heer von Büchsgen und Kästgen sind mit unseligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt: in einigen liegen verborgene Kräfte, die die Zähne verschönern, in andern ist Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiste Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare gewandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben sie, wie Schafswolle, mit einem glänzenden Roth: andere zwingen freilich keine andere Farbe hinein, allein diese verschwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köstlichen Salben, so daß man glauben sollte, alle Wohlgerüche Arabiens flößen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eisen eine erkünstelte Kräuse, sondern ziehen sie mit Gewalt bis an die Augbraunen herunter, so daß für die Stirn nur ein ganz kleiner Zwischenraum offen bleibt; hinten hingegen wallen die Locken stolz den

Philosophen gegenwärtig oder verweilten auch in den Werkstätten der Künstler, und in Gymnasien, wo die schönsten Jünglinge in allen Arten von Leibesübungen unterrichtet wurden. — Den Griechinnen fehlten also theils wegen der

Nacken hinab. Dann werden vielfarbige Schuhe, die das Fleisch der Füße zusammenpressen, und durchscheinende leichte Kleider angethan, die ihnen das Ansehen nackter Personen geben. In ihre Ohren hängen sie die kostbarsten Steine, die viele Talente werth sind. Finger und Arme beladen sie mit goldenen Zierrathen, die wie Drachen gearbeitet sind. Um ihren ganzen Kopf windet sich ein Kranz, in welchem indische Edelgesteine, wie Sterne, glänzen: ein eben so kostbarer Schmuck läßt sich vom Halse die Brust herab: das unselige Gold steigt von der Scheitel bis zu den Spitzen der Füße hinab, weil alles, was entblöst ist, mit Golde eingefaßt wird. — Wenn sie nun den ganzen Leib mit falschen erborgten Schönheiten überdeckt haben, setzen sie auf ihre unverschämte Wangen noch eine rothe Schminke, damit die ekelhafte schwülstige Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde. — In diesem Putze besuchen sie die Feste oder verdächtigen Mysterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen: oder verderben ihre Gesundheit durch wollüstige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ausgesuchtesten Leckerbissen, die eine unersättliche Sinnlichkeit erfunden hat. —

der Entfernung vom Umgange mit dem männlichen Geschlechte, theils aus Mangel des Unterrichts alle Hülfsmittel, wodurch sie einen dauerhaften Einfluß auf die so aufgeklärten Griechen hätten erhalten können. Wenn aber irgend eine mit körperlicher Schönheit außerordentliche Vorzüge des Geistes verband, die die blühenden Künste und Wissenschaften einer jeden Griechin hätten geben können; so zogen sie, gleich den wunderbarsten und seltensten Erscheinungen die Augen von ganz Griechenland auf sich und erregten nicht blos in der Stadt, wo sie sich aufhielten, sondern in allen Griechischen Staaten die grösten Bewegungen und Unordnungen. Man wallfahrte zu ihnen, wie zu Göttinnen, und richtete ihnen goldene oder doch vergüldete Statüen neben den Heiligthümern Griechenlandes, und den Denkmälern der grösten Männer in Delphi auf.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, läßt sichs leicht begreifen, warum kein anderes Volk unter seinen Nationaldichtern so viele erklärte und feindseelige Weiberhasser habe, als wir unter den Griechen finden. Pindar und Euripides, besonders aber der letzte, sind als Feinde des schönen Geschlechts bekannt. Dieser läßt keine Gelegenheit vorbei, wo er von den

Weibern Böses sagen kann: und man bemerkt in keinem Alten, daß die Griechen durch dergleichen Beschimpfungen des weiblichen Geschlechts auf ihrem öffentlichen Theater, wären beleidigt worden. Ich führe in der Note aus dem Euripides nur eine von den vielen Stellen an, wo er des ihm so verhaßten Geschlechts freilich am allerwenigsten schont *).

Die grösten Philosophen Griechenlandes, vorzüglich aber Plato und dessen Nachfolger sahen die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts als Geschöpfe von niedrigerm Range, von

*) *Medea v.* 569. Jason beantwortet in dieser Stelle die rührenden und nachdrücklichen Vorwürfe der Medea sehr weitläuftig, und schließt endlich mit folgenden Worten: ihr Weiber, sagt er, seid alle so beschaffen, daß ihr glaubt, alles sei Recht, wenn die eheliche Treue nur unverletzt bleibe. Wenn aber diese nur im geringsten beleidigt wird; so sehet ihr die unschuldigsten rechtschaffensten Handlungen als die größten Feindseligkeiten an. Wollte der Himmel, daß es gar keine Weiber gäbe, und daß das menschliche Geschlecht sich anders als durch ihre Vermittelung fortpflanzen ließe! Die Menschen würden auf einmal von allen ihren Uebeln befreit sein. — Aehnliche Klagen und Vorwürfe trifft man in den Fragmenten fast aller Griechischen Komiker an.

von geringerer Würde, fast als Geschöpfe einer andern Art an, die weder so großer Tugenden fähig, noch zu so erhabenen Zwecken von der Natur bestimmt wären, als das männliche Geschlecht. Er sagt es an sehr vielen Stellen, als eine sehr bekannte und von allen zugegebene Wahrheit: daß das männliche Geschlecht das beßere und stärkere sei. Er scheut sich sogar nicht einmal, den gefallenen menschlichen Seelen, die während ihrer ersten Prüfungszeit in männlichen Körpern den Gesetzen der Tugend nicht gemäß gehandelt, und der Gottheit sich wiederum zu nähern vergessen hätten, zur Strafe ihrer Sünden in weibliche Körper zu schicken, und wenn sie sich auch alsdenn noch nicht gebessert, in allerlei Arten von Thieren fahren zu lassen. Plato war also bei weitem der galante Philosoph nicht, für welchen viele Franzosen ihn den Damen zu empfehlen sich bemühet haben.

Die Ehe schien den Griechen mehr ein nothwendiges Uebel, oder eine unangenehme aber unvermeidliche Pflicht, als eine wünschenswerthe Verbindung zu sein (Luc. p. 397.), die als eine unerschöpfliche Quelle persönlicher Glückseeligkeit um ihrer selbst willen zu wäh-

 len,

len, und ein versüßendes Gegenmittel gegen alle Leiden und Bitterkeiten des menschlichen Lebens sei. Kein vernünftiger Mensch, glaubten sie, würde sich einem so schweren Joche unterziehen, wenn die Natur nicht die Verbindung mit einem Weibe als das einzige Mittel das Geschlecht sterblicher Menschen unsterblich zu machen, übrig gelassen hätte, und nicht jeder Patriot sich verpflichtet hielte, dem Vaterlande statt seiner künftige Vertheidiger und Bürger zu hinterlassen.

Die Liebe zum weiblichen Geschlechte, die die fleischliche Vermischuug und die Erzeugung von Kindern zur Absicht hatte, nannten sie die gemeine: sie sei weiter nichts als physisches Bedürfniß, das der Mensch mit allen Thieren gemein habe, und nur durch den guten Gebrauch gut oder erträglich werde. Man müsse sie dulden, weil die Erhaltung des menschlichen Geschlechts von ihr abhänge: sonst habe sie nichts edles und seelenerhebendes, bringe auch weder große Thaten noch erhabene Tugenden hervor. Ihre Vorsteherinn sei die gemeine irrdische Liebe oder Venus (Xen. Symp. c. 9.) deren Tempel und Altäre von denen der himmlischen Liebesgöttinn sehr verschieden wären.

Ganz

Ganz anders redeten und dachten die Griechen von der männlichen Liebe. Diese nannten sie in der eigentlichsten Bedeutung Liebe: sie allein sei die reine, edle, tugendhafte, himmlische Seelenliebe, ein Geschenk der Venus Urania, auf deren Altären reineres, heiligeres Opfer brenne, als in den weniger besuchten Tempeln der gemeinen, irdischen Liebesgöttinn. Sie könne in keinen andern als keuschen und tugendhaften Seelen wohnen, die in den großen Geheimnissen der himmlischen Venus eingeweihet wären, und als ihre geheiligte Priester ein unbeflecktes Leben zu führen sich entschlossen hätten. Sie sei die fruchtbare Mutter und Ernährerinn aller Tugenden: sie erweiche das Herz des Harten und Grausamen zum Mitleiden und Wohlthun: öffne die Schätze des Geizigen zur Unterstützung der Nothleidenden: und stähle das Herz des Feigen zu standhaftem Muthe in Gefahren und zu unüberwindlicher Tapferkeit: sie reinige endlich die Seelen der Menschen von allen versteckten Lastern, und erniedrigenden Gesinnungen. Diese Liebe sei der heiligste Bund tugendhafter Seelen, wodurch sie sich zur Ausübung der größten Thaten vereinigten und sich gegenseitig ihre Tu-

gend so sehr verbürgten, daß sie eher den schmerzhaftesten Tod als die Beschimpfung des Liebhabers oder Geliebten durch irgend eine niederträchtige Handlung ertragen würden. Die größten Helden der Vorzeit, Enkel und Abkömmlinge der Götter, hatten diese himmlische Liebe als ein heilig zu bewahrendes Vermächtniß ihren spätesten Nachkommen hinterlassen; die verehrungswürdigsten Gesetzgeber und Weisen hatten sie daher in Schutz genommen. Von Tyrannen und feigen Völkern sei sie wie ihre Schwester, die Weltweisheit, stets gehaßt worden: sie habe sich daher nur unter freyen und edeln Nationen gefunden. Sie sei endlich eine nie versiegende Quelle der reinsten köstlichsten Vergnügungen, die Menschen auf dieser Erde nur schmecken können: eine unzertrennliche Begleiterinn durch alle Alter bis zum gemeinschaftlichen Grabe, wo die Gebeine der Geliebten eben so genau und freundschaftlich, als ihre Herzen in diesem Leben vereinigt würden: ein Vorgenuß sowohl als eine Vorbereitung zu den verlohrnen Seeligkeiten, die unsere Seelen vormals in den himmlischen Wohnungen genossen haben, und dermaleinst nach ihrer Entbindung, von der zur Erde zie-

henden Körperlast, alle Ewigkeiten durch wieder genießen werden. Wenn mir doch (sagt der Lobredner der männlichen Liebe beim Lucian I. 905.) die himmlischen Götter ein solches Leben schenkten, wo ich meinem Geliebten stets gegenübersitzen, und seine süße Stimme ununterbrochen hören könnte. Ich nähre in meiner Brust keinen heißern Wunsch als diesen, meinen Geliebten durch ein kummerloses Leben bis ins späteste Alter zu begleiten: oder wenn eine nie gestörte Glückseligkeit den Menschen versagt ist, mit ihm stets krank zu sein, und in seiner Gesellschaft die aufgebrachten Wogen des Meers im rauhen Winter zu durchschiffen. Mit Freuden würde ich, wenn Tyrannen ihn in Fesseln legten, mich in eben die harten Bande schmieden lassen. Seine Feinde sollten meine Feinde, wie seine Freunde die meinigen sein. Mit unerschrocknem Muthe würde ich ihn gegen Feinde und Räuber vertheidigen. Und wenn er endlich sein Leben beschlösse, würde ich das meinige nicht mehr ertragen können. Ich würde alsdenn denen, die ich nach ihm am meisten geliebt hätte, diese meine letzten Befehle und Wünsche hinterlassen: unsere Gebeine in ein gemeinschaftliches Grab zu legen, daß selbst

nach

nach ihrer Verwesung der nicht mehr empfindende Staub sich noch mit einander vermischen müßte.

Vielleicht kommen manchen diese Lobreden auf die männliche Seelenliebe nicht so sonderbar vor, als ihnen die Nachricht unglaublich scheinen wird, daß fast alle große Gesetzgeber von Griechenland diese zärtlichen Verbindungen unter Personen männlichen Geschlechts gebilliget, und das Verhalten des Geliebten und Liebhabers gegen einander durch Gesetze zu bestimmen gesucht haben. Lykurg hatte (Plat. III. p. 188.) über diese Seelenliebe viele und mannichfaltige Vorschriften gegeben, und sie als die sicherste Anleitung zur Spartanischen Tugend empfohlen. (Xenoph. I. 2. de Rep. Laced.) Unauslöschliche Schmach oder Todesstrafe verfolgte den Unwürdigen, der statt der Seele eines schönen Jünglings seinen Körper lieben und misbrauchen würde (Aelian. III. 12). Die Ephoren in Sparta straften Jünglinge, wenn sie statt eines rechtschaffenen Armen einen nichtswürdigen Reichen zum Liebhaber wählten, (Ael. Var. Hist. III. 10.) so wie man es an tugendhaften Männern als Mangel von Patriotismus ahndete, wenn sie gar keine Geliebte

liebte hatten, und junge Seelen nicht zur Tugend zu gewöhnen suchten. Der ältere Liebhaber mußte für die Handlungen seines Geliebten einstehen, und wenn daher junge Leute Muthwillen trieben, oder sich anderer Vergehungen schuldig machten, so strafte man diese nicht an ihnen selbst, sondern an den Liebhabern, weil man voraussetzte, daß sie durch ihre Führungen und Lehren dergleichen hätten verhüten können. — Vielleicht hatte Lykurg seine Gesetze aus Kreta entlehnt, wo die männliche Liebe seit undenklichen Zeiten durch Gesetze geheiligt war. (Ael. III. 9.) Die Kretenser hielten diese Seelenliebe für den besten Zunder der Tapferkeit, und glaubten, daß ein kalter frostiger Krieger einem feurigen von der Liebe entflammten Streiter unmöglich widerstehen könne. Liebhaber und Geliebte würden ihrem Ausspruche nach in der Hitze des Streits von zween Göttern, dem Amor und Mars, zugleich getrieben, wenn andere nur von dem Einflusse eines einzigen, des Kriegsgotts unterstützt würden.

Eben so allgemein gebilligt war die männliche Liebe unter den Einwohnern von Elis, den Böotiern, besonders aber den Thebanern

nern. (Xen. Symp. c. 8. Plat. III. 182. Plut. ερωτικος Tom. II. p. 1355. die Steph. Ausgabe) Die heilige Cohorte der letztern, die aus lauter Geliebten und Liebhabern bestand, und dem Philipp den wichtigsten Sieg über die Griechische Freyheit so schwer machte, ist zu bekannt, als daß ich ihre Geschichte hier wiederholen sollte. Selbst Philipp, der sonst keinen starken Glauben an Tugend hatte, konnte bei dem Anblicke so vieler fürs Vaterland gestorbenen Jünglinge sich nicht enthalten, diejenigen zu verfluchen, die nur den geringsten Verdacht gegen die Reinigkeit der Liebe solcher Helden hegen könnten.

Auch Solon bestätigte die Männerliebe (Diog. I. 55. und Plut. p. 1337.) die lange vor ihm allgemein verbreitete Sitte war, durch seine Gesetzgebung. Die Liebe zu Weibern gegestattete er auch den Sclaven: allein die Seelenliebe behielt er als eine die Tugend erzeugende, oder stärkende Leidenschaft allein den Freyen vor. Ihren Misbrauch belegte er mit eben so harten Strafen als Lykurg in Sparta gethan hatte.

Eben diese Seelenliebe, die fast unter allen Griechischen Völkern und Gesetzgebern Sanction

ction erhalten hatte, wurde durch die Beispiele und Lehren der grösten Heerführer und Weltweisen gebilligt. Cimon und Epaminondas hatten beide ihre (Plut. II. p. 1355.) Geliebte: der letzte fiel bei Mantinea seinem Kaphisodorus zur Seite und wurde in einem Grabe mit ihm beigelegt. — Sokrates liebte den noch unverdorbenen Alcibiades und alle seine Schüler mit der reinsten Vaterliebe, für deren Unschuld alle zuverläßige Schriftsteller des Alterthums, besonders das Ende des Gastmahls vom Plato, und das zweite und dritte Kapitel der Denkwürdigkeiten des Sokrates vom Xenophon zeugen. Eben so liebte Plato den Dion, Crates den Polemo, alle Sokratiker und Platoniker sich unter einander. Der tugendhafte Plutarch empfiehlt nach dem Beispiele dieser großen Männer (T. I p. 18. 19.) in seiner Abhandlung von der Erziehung der Kinder die männliche Liebe als das zuverläßigste Mittel, junge Seelen zur Tugend auszubilden. Auch Lucian befahl zwar (S. 709. I. ερωτες) allen zu heirathen, lies aber doch den Philosophen die männliche Liebe. — Diese Seelenliebe kann daher unmöglich in allen Staaten und Zeitaltern eine bloße Maske eines

unnatürlichen Lasters gewesen sein: sie war, wenn man nicht alle Schriftsteller für Betrüger und die grösten Männer für nichtswürdige Heuchler ausgeben will, reine, untadeliche Seelenliebe, und muß auch selbst in den Zeiten der Unterdrückung und Sittenverderbniß in dieser Reinigkeit sich erhalten haben.

Uber die Ursachen und den Zeitpunct ihrer Entstehung schweigen die Griechischen Schriftsteller, oder sind mit sich auch nicht darüber einig. Nur zween Philosophen haben, so viel ich weis, wiewohl nur sehr kurz, die Entstehungsart der männlichen Liebe zu erklären gesucht, Cicero nemlich und Plutarch (Tusc. Quaest. IV. 33. ερωτικος p. 1338.) Beide leiten sie aus den Gymnasien der Griechen, und den gymnastischen Ubungen ab, in welchen die schönsten Jünglinge alle Reitze des Körpers ohne Verhüllung dem lüsternen Auge zeigten. In der letzten Stelle behauptet ein eifriger Widersacher dieser Liebe, daß sie seit nicht gar langer Zeit entstanden sei, und die Liebe zu weiblichen Schönheiten, die unser Geschlecht erhalte, zu verdrängen angefangen habe.

Ihre Vertheidiger hingegen (Plato T. III. in Symp. p. 179. und Luc. I. p. 906. 907.) fanden

den sie schon in dem Heldenalter der Griechen in ihrer Blüthe, und rückten ihren Ursprung in die entferntesten Zeiten der Tradition hinauf. Sie führten den Chiron und Achill, den Achill und Patroklus, den Orestes und Pylades, den Theseus und Pyrithous, und noch mehrere als Beispiele dieser tugendhaften Seelenliebe, dieser zärtlichen Heldenfreundschaften an: und glaubten, daß diese heiligen Bündnisse sie zu allen den großen Thaten begeistert und gestärkt hätten, wodurch sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machten. Achill sei allein wegen seiner unaussprechlichen Liebe zum Patroklus von den Göttern in die Elysischen Gefilde versetzt worden, und alle ihm nacheifernde Liebhaber und Geliebte hätten nach diesem Leben ein besseres Schicksal als andere gute Menschen zu erwarten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war diese Seelenliebe ursprünglich nicht so characteristisch und die Griechen so auszeichnend, als sie nachher wurde, sondern eine Leidenschaft, die man bei mehrern rohen kriegerischen Völkern in ähnlichen Zeitaltern findet. Unter allen streitbaren Wilden in Amerika fand man Verbrüderungen, unzertrennliche Freundschaftsbünd-

nisse unter einzeln Kriegern, wodurch sie sich aufs heiligste verbanden, alles, selbst Leben, für einander aufzuopfern, die gefährlichsten Unternehmungen gemeinschaftlich auszuführen, und alle Beleidigungen mit vereinten Kräften zu strafen, und den Mörder des Freundes mit unauslöschlicher Rache zu verfolgen. Solche Freundschaften waren in Zeitaltern, wo das Recht des Stärkern das einzige Recht war, und ein einziger Held durch seine persönliche Tapferkeit unglaublich viel ausrichten konnte, aber sich auch unendlich vielen Gefahren und Nachstellungen aussetzte, fast nothwendig: theils um Gehülfen im Leben, theils um unversöhnliche Rächer nach dem Tode zu haben. Diese Freundschaften waren wahre Leidenschaften starker Heldenseelen, die durch die Menge geliebter Personen nicht zerstreut ihre ganze Zärtlichkeit auf einen einzigen Freund zusammenzogen, und mit diesem Seelenfreunde durch die stärksten Bande des Bedürfnisses vereinigt wurden. Aus ähnlichen Ursachen und unter ähnlichen Umständen entstanden dieselbigen Verbindungen in den Ritterzeiten wieder, in welchen ein jeder Chevalier seinen Waffenbru-

der (frere d'armes) hatte *). Von eben der Art waren die oben aus der Griechischen Heldenzeit angeführten Beispiele von Freundschaften, die alle Griechische und Römische Dichter sowohl als Philosophen unzähligemal lobgesungen und wiederholt haben.

Diese Heldenfreundschaften musten mit der Ausbreitung der Cultur seltener oder doch weniger feurig werden, als sie ursprünglich waren, da man mehr durch Gesetze und Bündnisse als durch eigene Tapferkeit oder den Beistand eines einzigen Freundes geschützt war, da ferner nicht einzelne Helden mit einigen Gehülfen Unternehmungen in entfernte Gegenden wagen, oder Meere und Länder von Räubern reinigen durften, sondern ganze Staaten Kriege wider Völker und Räuber führten, — da endlich die persönliche Tapferkeit eines einzelnen Mannes bei verbesserter Kriegszucht nicht mehr den Werth und Nutzen hatte, den sie sonst vor der Cultur bei allen Völkern zu haben pflegt. Unterdessen hörten diese Heldenfreundschaften unter jungen Kriegern nicht auf einmahl auf: man trifft sichtbare Spuren davon

*) Man sehe Memoires sur l'ancienne Chevalerie. par Mr. de Sainte-Palaye T. I. p. 227-273.

in allen Griechischen Staaten bis auf den gänzlichen Verlust ihrer Freiheit an.

Diese Heldenfreundschaften der unruhigen Zeitalter, wo große Unordnungen und Laster, auch große Tugenden nothwendig machten, erhielten durch die Verfeinerung der Griechen, und durch ihre Gymnasia eine ganz andere Wendung. Durch die mannichfaltigen vortreflichen Leibesübungen verschaften sich die Griechen unverbesserliche Formen und Muster männlicher Schönheiten, aus denen ihre grösten Künstler, die noch nie erreichten Ideale ihrer unsterblichen Werke sammleten. Durch den steten Anblick der schönsten lebenden Körper und ihrer noch vollkomneren Nachbildungen erwarben sich die Griechen endlich den feinsten Geschmack, und die gröste Empfindlichkeit gegen körperliche Schönheit, die je ein Volk auf Erden gehabt hat. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Jünglinge, die entweder in den Gymnasien, oder den Schulen der Philosophen beständig zusammen waren, sich wegen dieser körperlichen Schönheit liebten, und wenn bei ihnen Hochachtung und Freundschaft vom Wohlgefallen an schönen Formen ausgiengen.

Diese

Diese Verbindungen, die durch das Zusammensein in den Gymnasien entstanden, und auf körperliche Schönheit sich gründeten, waren weniger heldenmäßig als die Freundschaften der ältesten Zeit, aber ungleich zärtlicher. Sie wurden endlich noch zärtlicher und verfeinten sich bis zur geistigsten Schwärmerei, als Sokrates und Plato zu lehren anfiengen, daß Schönheit des Körpers nur alsdenn einigen Werth habe, wenn sie der Wiederschein einer schönen Seele sei, daß ein schöner Körper, den eine häßliche Seele belebe, nicht so liebenswürdig als ein häßlicher Körper sei, in dem eine schöne Seele wohne. Von dieser Zeit an wurden die Verbindungen, die sich vorher auf Tapferkeit oder körperliche Schönheit gegründet hatten, reine geistige Seelenliebe: man sah die körperliche Schönheit als Winke der Natur, als Nachweisungen schöner Seelen an: und Sokrates sowohl als Plato suchten die schönsten Jünglinge zur Ausbildung aus, weil sie glaubten, daß ohne gewaltsame Zerrüttung, dem vollkommenen Bau der sichtbaren körperlichen Theile die Vollkommenheit der innern Organisation fast immer entspräche. Philosophen wurden Liebhaber schöner Seelen, die

sie ausbildeten: und schöne Jünglinge wurden Geliebte tugendhafter Männer, denen sie wenigstens so viel als der gütigen Natur, die Entwickelung ihrer Geisteskräfte und alle Bildung ihres Herzens zu danken hatten. Die Seelenliebe also wurde zuletzt zärtliches Verhältniß zwischen Lehrern und Lernenden, und blieb auch fast allein in dem engen Zirkel der Schulen der Philosophen eingeschlossen. –

Diese Seelenliebe nun, die aus der edelsten Freundschaft entsprang, und von den ehrwürdigsten Gesetzgebern und Weisen in ihrer Reinigkeit gebilligt worden war, fieng sehr früh an, unter den Griechen in unnatürliche Lust auszuarten. Wenn auch Orpheus nicht, wie Ovid (Metamorph. X. v. 83 et seq.) erzählt, der erste Urheber ihres fürchterlichen Misbrauchs war; so ist es doch gewiß, daß zu Anacreons Zeiten unnatürliche Knabenliebe keine Sünde der Finsterniß mehr war, die man als etwas schändliches hätte verstecken müssen. Die Kretenser, die Einwohner von Elis und die Thebaner (Plut. de Rer. alien. T. I. p. 20. Xen. Symp. I. 8.) versanken am meisten in dieß Laster, für das man kaum ehrbare und nicht beleidigende Ausdrücke finden kann: die Athenienser

nienser hingegen und Spartaner erhielten sich am längsten in ihrer Unschuld. Endlich nahm diese, die heiligsten Gesetze der Natur zerstöhrende Liebe, unter allen Griechen, und nachher auch unter den Römern so sehr überhand, daß man öffentlich und ohne Scheu von ihr wie von der unschuldigsten Neigung zu einem Mädgen sprach, und von ihrer Bekanntmachung nicht die geringste Schande zu befürchten hatte. Man findet daher unter den Werken der Griechischen und Römischen Liebesdichter fast eben so viele Gesänge an schöne Knaben als Mädgen. So ausgeartet war Knabenliebe das sicherste Kennzeichen der äußersten Sittenverderbniß, die nicht eher eintritt, als bis die Seelen eines Volks an den erlaubten und stärkern Vergnügungen der Natur Ekel finden, und ihre Körper durch übermäßigen Genuß bis zur Erschöpfung geschwächt sind. Gewöhnlich fallen Nationen und Individua erst in ihrem hinfälligen schon sinkenden Alter in dieß widernatürliche Laster. Die Knabenliebe war bei den Griechen und Römern, wie im Oriente, mit dem bittersten Hasse gegen das weibliche Geschlecht verbunden, und mußte nothwendig eine der Haupturſachen der Entvölkerung un-

ter beiden Nationen werden. Ein trauriger Gedanke für den Menschenfreund ist es, daß noch jetzt Vielweiberei und unnatürliche Lust die schönsten Gegenden der Erde verwüsten, und daß in Aegypten und Persien die verlorne Unschuld junger und schöner Fremdlinge der sicherste Weg zum Glück und zu den größten Ehrenstellen sei.

Ich weis diesem Fragment aus der Geschichte der Menschheit keinen anpassendern Anhang zu geben, als einen kurzen Auszug aus dem Gastmale des Plato, in welchem er seine Gedanken über die Seelenliebe am weitläuftigsten und deutlichsten durch den Mund mehrer Personen vorgetragen hat. Die Theorie dieses Philosophen von der Liebe, kann dem größten Theil unsers lesenden Publicums nicht unangenehm, wenigstens nicht bekannt sein, da ich aus dem allgemein unrichtigen Gebrauche des Ausdrucks, „Platonische Liebe „ sehe, wie wenig man sich um die wahre Bedeutung dieser Wörter bekümmert habe.

Der bewährte Dichter Agathon hatte nach seinem ersten Siege in den Wettkämpfen der tragischen Dichter ein großes Gastmal gegeben, das aber mit zu lautrer Freude, und zu

lebhaften Bacchischen Begeisterungen gefeiret worden war. Er bat deswegen den Tag darauf eine kleine Anzahl ausgesuchter Freunde, und unter diesen den Sokrates zu sich, der auch mehr als sonst geputzt, mit seinem geliebten Aristodemus sich einfand. Der größte Theil der eingeladenen Gäste war bei dem gestrigen Schmause gegenwärtig gewesen, und empfand daher noch einige Unbequemlichkeiten des noch nicht ganz überwundenen Rausches. Pausanias that daher den Vorschlag, die Freuden des Weins in die sanften Vergnügungen des Gesprächs und freundschaftlicher Unterredungen zu verwandeln, und niemanden zu nöthigen, mehr zu trinken, als er selbst Lust hätte. Dieser Vorschlag wurde ohne Schwierigkeit von allen angenommen, und nun machte Eryximachus den Eingang zum künftigen Gespräche durch die Mittheilung eines Gedanken des schönen Phädrus, der selbst gegenwärtig war: wie sonderbar es sei, daß unter allen Göttern und Göttinnen der Gott der Liebe der einzige sei, dem weder Sophisten Lobreden gehalten, noch Dichter Hymnen gesungen hätten. Er fragt die übrigen Tischgenossen, ob sie diese Vernachläßigung eines so großen Gottes wieder

der gut machen, und seiner Macht sowohl als seinen Wohlthaten würdige Lobreden halten wollten; und da alle mit der Wahl des Gegenstandes zufrieden sind, bittet er den Phädrus das Gespräch zu eröffnen.

Amor (hub Phädrus an S. 178.) ist groß und hoch gepriesen unter Menschen und Göttern, selbst als eine der ältesten Gottheiten anbetenswürdig. Sein Vater und seine Mutter sind beide unbekannt: weder Unwissende noch heilige Dichter können seine Aeltern nennen. Die Liebe ist aber nicht bloß eine der ältesten, sondern auch der gnädigsten und gutthätigsten Gottheiten; die erhabene Geberinn der größten Güter, die Menschen nur wünschen können. Ein Jüngling kann kein größeres Gut, als einen edlen Liebhaber und ein Liebhaber keine größere Glückseligkeit, als einen hoffnungsvollen blühenden Geliebten besitzen. Denen, die ein glückliches Leben führen wollen, können weder hohe Geburt, noch Ehrenstellen, noch Reichthum, noch irgend ein andrer äußerer Vorzug zur Befriedigung ihres Wunsches so sehr als die Liebe verhelfen. Ein Liebhaber würde sich, wenn er irgend etwas unedles begienge, oder aus Feigheit etwas erniedrigen-

des

des von andern ertrüge, weder vor seinem Vater noch Freunde, oder irgend einem andern Menschen, so sehr als vor seinem Geliebten schämen. Eben die Scham würde den Geliebten quälen, wenn er in irgend einer unanständigen Handlung von seinem Liebhaber überrascht würde. Eine Stadt also oder ein Heer, das aus lauter Liebhabern und Geliebten bestünde, würde sich vor allen übrigen durch den rühmlichsten Wetteifer in der Tugend, und durch gegenseitige Hochachtung auszeichnen: Ein kleiner Haufen liebender Krieger würde das ganze übrige Menschengeschlecht zu besiegen im Stande sein. Liebhaber und Geliebte würden eher einen vielfachen Tod sterben, als den gefahrvollesten Kampfplatz verlassen, oder mit einer schimpflichen Wegwerfung der Waffen aus dem Streite und von der Seite des Gegenstandes ihrer Zärtlichkeit entfliehen. Kein Sterblicher ist so bösartig oder verdorben, den nicht die Liebe mit göttlicher Kraft zur Tugend stark, und den besten der Menschen gleich machen sollte. Was Homer von seinen Helden sagt, daß eine Gottheit ihnen Tapferkeit und Stärke mittheile, gilt im strengsten Verstande von denen, die sich der Liebe geheiligt

ligt haben. Alceſtis und Orpheus, beſonders aber Achill, der den Tod ſeines Liebhabers Patroklus ſo edelmüthig rächete, ſind redende Beweiſe, von dem wundervollen Einfluſſe, den die Liebe auf ihre Verehrer ausübt. Die Götter belohnen die Tugenden der Liebenden am meiſten, doch mehr im Geliebten als Liebhaber, weil dieſer mit der Gottheit mehr erfüllt iſt, und eben deswegen mehr leiſten kann. Achill wurde herrlicher als Alceſtis belohnt: ihn verſetzten die Götter nach ſeinem Tode in die Inſeln der Glückſeligen.

Hier ſchließt Phädrus ſeine Lobrede auf die Liebe, und nun fängt Pauſanias an (S. 180.): Der Gegenſtand unſerer Lobeserhebungen, ſagt dieſer, ſcheint mir nicht genug beſtimmt zu ſein. Wenn es nur einen Liebesgott gäbe; ſo würden wir ihn ohne Einſchränkung und weiteres Bedenken preiſen können. Nun aber ſind mehrere Liebesgötter; und wir müſſen daher nothwendig unterſcheiden oder feſtſetzen, welchen von ihnen wir gemeinſchaftlich erheben wollen. Ohne Liebesgott findet keine Venus, und ohne dieſe kein Amor ſtatt: da es aber zwo Liebesgöttinnen giebt, ſo müſſen wir nothwendig auch zween Liebesgötter annehmen. — Die

eine

eine Liebesgöttinn ist die ältere, eine Tochter des Himmels, die keine Mutter hat, und unter dem Namen der Venus Urania oder der himmlischen verehrt wird. Die zwote ist eine Tochter des Jupiters und der Dione, jünger als ihre himmlische Schwester, und unter dem Namen der gemeinen oder irrdischen Venus bekannt. So verschieden diese Göttinnen der Liebe sind; so verschieden sind auch ihre Gehülfen die Amors. Der Begleiter und Gehülfe der erstern ist der himmlische Liebesgott: so wie man den Genoßen der letztern mit Recht den gemeinen oder irrdischen Amor nennen kann. Man muß zwar alle Götter ohne Unterschied loben: aber deswegen kann man doch ihre Geschäffte unterscheiden. Es verhält sich mit der Liebe eben so wie mit unsern gewöhnlichen Handlungen, mit Essen, Trinken, Schlafen: eine iede von diesen ist durch sich selbst, weder gut noch böse, sondern kann durch die Art und Umstände, mit und unter welchen sie ausgeübt wird, beides werden. So wenig also diese Handlungen alle gut sind; eben so wenig ist eine iede Liebe lobenswürdig, sondern nur allein diejenige, die uns wahrhaftig schöne Gegenstände auf eine tugendhafte Art lieben

lehrt.

lehrt. — Der Gehülfe der irrdischen Venus ist eben so gemein, als die Liebesgöttinn, deren Begleiter er ist: dieser ist es, den lasterhafte und nichtswürdige Menschen verehren. Solche Menschen werfen ihre Neigung eben so wohl auf Weiber als schöne Knaben und Jünglinge: lieben den Körper mehr als die Seele: und wagen sich an die unbesonnensten und am wenigsten ausgebildeten Personen am liebsten, weil sie bei diesen den kleinsten Widerstand und die geringsten Hindernisse gegen die Befriedigung ihrer unreinen Begierden zu finden glauben. Wenn sie diesen Zweck nur erreichen; so bekümmern sie sich weiter nicht darum, ob ihre Neigung tugendhaft und ohne Tadel sei oder nicht. Diese Liebe stammt von der jüngern Venus ab, die aus der Vermischung beider Geschlechter, sowohl des männlichen als weiblichen, entstand. — Die himmlische Venus hingegen war mutterlos, hatte ihr Dasein allein ihrem Vater, allein dem männlichen Geschlechte zu danken: sie treibt daher die von ihr begeisterten Verehrer allein zur Liebe gegen das männliche Geschlecht an, welches als das stärkere und weisere die meiste Achtung verdient. — Es ist sehr leicht, solche Liebhaber, die von der

reinen himmlischen Liebe durchdrungen sind, von andern zu unterscheiden. Sie wählen nemlich keine junge Knaben mit kindischen Seelen, sondern Jünglinge, die sich den Jahren der Mannbarkeit nähern, und ihre Geisteskräfte zu entwickeln angefangen haben. Sie verführen nicht schöne Kinder, um ihrer als Jünglinge spotten, und mit unverzeihlicher Unbeständigkeit andere wiederum kränken zu können: sie verschenken ihre Zärtlichkeit nicht ohne die behutsamste Vorsicht, aber wenn sie sie verschenken, so geben sie sie auch innigst und ganz, als wenn sie mit ihrem Geliebten allein ihr ganzes Leben durchleben sollten. — Billig sollte ein Gesetz es befehlen, gar keine Kinder zu lieben, um nicht Mühe und Zärtlichkeit umsonst zu verschwenden, da es bei Kindern noch immer ungewiß ist, ob sie gut oder böse werden wollen. Vernünftige Liebhaber werden es daher sich selbst zum Gesetz machen, ihre Geliebten nicht aus diesem unzuverläßigen Alter zu wählen.

Die Diener der gemeinen irrdischen Liebe sind es, die die Liebe überhaupt verdächtig gemacht, und den Ausspruch veranlaßt haben: daß es schändlich sei, seinem Liebhaber zu Ge-

 fallen

fallen zu leben. Die tugendhaftesten Völker und blühendsten Staaten in Griechenland haben die Liebe entweder ohne Einschränkung erlaubt, wie die Böotier und Einwohner von Elis: oder sie haben, wie die Athenienser und Spartaner, die männliche Liebe durch mannichfaltige Gesetze vor allem Misbrauch zu verwahren gesucht. Nur den Barbaren, und denen, die wie die Jonier unter der Herrschaft barbarischen Despoten leben, scheint die Liebe, wie die Weltweisheit und der Hang zu körperlichen Uebungen schändlich oder gefährlich zu sein. Die Tyrannen merkten es bald, daß erhabene Gesinnungen, starke Freundschaften und unauflösliche Seelenverbindungen, dergleichen die Liebe erzeugt, ihrer Sicherheit und ihrem Interesse nachtheilig sein würden. Beispiele wie die des Aristogiton und Harmalius überzeugten sie, wie unvereinbar edle Liebe und zärtliche Freundschaft mit dem Despotismus sei. Allenthalben also, wo die Gesetze die Gefälligkeit des Geliebten gegen seinen Liebhaber für schändlich erklären, war furchtsame Bosheit Gesetzgeberinn: wo aber diese Gefälligkeit ohne Einschränkung durch Gesetze befohlen wird, da war Unwissenheit oder Seelenschwäche

schwäche an dieser unweisen Uebereilung schuld. Unsere Athenienſischen Gesetze über die Liebe sind mit bewundernswürdiger Weisheit abgefaßt. Sie sagen, daß es edler sei, öffentlich als versteckt, und weniger schöne aber tugendhafte, als schlecht gesinnte und schöne Jünglinge zu lieben. Sie erklären es für eine schöne That, einen würdigen Geliebten für sich einzunehmen, so wie sie auf der andern Seite die Unfähigkeit, in einer schönen und reinen Brust Zärtlichkeit zu erregen, zum Mangel von Verdiensten anrechnen. Unsere Gesetze erlauben es sogar, alle Künste, die Tugend und Rechtschaffenheit nicht beleidigen, anzuwenden, einen Geliebten zu fangen: und loben denjenigen, der große und edle Thaten zum Zunder der Liebe zu gebrauchen gewust hat. Mit Schande hingegen brandmarken sie alle diejenigen, die entweder aus Geitz oder Sucht nach Ehrenstellen, oder niedriger Lust Geliebte sich zu erwerben, oder Liebhabern sich zu übergeben suchen. Die Liebe kann also beides, tugendhaft und schändlich sein: schändlich, wenn sie auf einen unwürdigen Gegenstand mit lasterhaften Gesinnungen gerichtet wird: tugendhaft hingegen, wenn sie aus reinen und edlen Absichten sich dahin neigt, wo

Schönheit und Tugend lieblich wie die Grazien mit einander vereinigt sind. Diese Liebe ist allein dauerhaft, weil sie sich auf unverlierbare Schönheiten gründet: sie ist es allein, die unsere Gesetze schützen und begünstigen: sie allein endlich stammt von dem Begleiter der Venus Urania ab, ist himmlischen Ursprungs, und für einzelne Menschen sowohl, als ganze Städte, das wohlthätigste Geschenk der menschenliebenden Götter.

Hier schließt Pausanias, und fordert zugleich den Dichter Aristophanes auf, der Reihe nach wieder anzufangen. Allein dieser hatte sich beim gestrigen Schmause den Magen so sehr verdorben, daß ihn eben jetzo das heftigste Schluchzen überfiel, und er also den Eryximachus bitten muste, statt seiner zu reden, bis die Magenkrämpfe ihn wieder verlassen würden. Dieser Arzt (S. 185 -- 189.) zeigt also, daß die Liebe sich nicht blos auf Götter und Menschen, sondern auch über blos empfindende Geschöpfe und selbst die leblose Natur erstrecke: daß sie, wie ganz Harmonie sei, und allenthalben Uebereinstimmung erzeuge, die Ursache der Gesundheit der Seele und des Körpers, die Mutter aller Künste und Handwerker, die

Quelle der Gottesfurcht und Reinigkeit der Sitten sei. Die Ausführung dieser Gedanken ist als Declamation betrachtet, die am wenigsten schöne, und als Raisonnement, das seichteste unter allem, was Plato über die Liebe sagen läßt. Ich gehe daher zu den viel merkwürdigern Gedanken des Aristophanes, der sich jetzt wieder erholt hatte, fort.

Die Menschen (sagt dieser) scheinen mir die Macht des Amors nicht genug empfunden zu haben, weil sie ihm sonst die prächtigsten Opfer, Feste und Altäre angeordnet und errichtet hätten. Er ist der Menschenfreundlichste unter allen Göttern, ein Helfer und Arzt unsers ganzen Geschlechts: ich will euch daher vorzüglich den ganzen Umfang seiner Macht erklären, aber zuvor die Schicksale und Veränderungen, die mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangen sind, aus einander setzen. Die Menschen waren nicht von je her wie sie jetzt sind, sondern ursprünglich in drei Klassen oder Geschlechter abgetheilet: in Männer, Weiber, und endlich in eine Mittelgattung, die beide Geschlechter in sich vereinigte aber ietzt verschwunden ist. Die menschliche Figur war voller und mehr gerundet als sie jetzt ist; Ein jedes Indi-

viduum hatte vier Beine und Arme, und zwei durch einen Hals vereinigte Gesichter: so auch vier Ohren, und doppelte Zeugungsglieder. Die vom männlichen Geschlechte waren Abkömmlinge der Sonne: die vom Weiblichen, Kinder der Erde, und die Zwitter hatten ihr Dasein dem Monde zu danken. Alle waren voll Kraft und Muths, und wurden zuletzt so kühn, den Himmel ersteigen, und die Götter selbst bekriegen zu wollen. Jupiter mit seinem Götterrathe fieng an, die Sache in Ueberlegung zu nehmen: die übrigen Götter waren in Verlegenheit: Jupiter fand endlich einen Ausweg, der ihn nicht nöthigte, das Menschengeschlecht zu vertilgen, aber doch ihren Uebermuth oder überflüßigen Kräfte zu mindern geschickt war. Er theilte nemlich die Menschen in zwo Hälften, und nahm sich zu gleicher Zeit vor, im Fall eines neuen Aufstandes wider die Götter zu einer neuen Theilung zu schreiten, und sie auf einem Beine sich bewegen zu lassen. Nach dieser schmerzhaften Operation, deren Folgen Apollo heilte, umarmten sich die beiden getrennten Hälften mit der heißesten Sehnsucht, um wiederum zusammen zu wachsen; und starben vor Hunger und Bekümmerniß,

merniß, weil sie sich selbst nicht einmal zur Aufsuchung der Nahrung von einander scheiden wollten. Jupiter erbarmte sich der elenden Geschöpfe, und versetzte die zur Fortpflanzung nothwendigen Gliedmaßen an die Stelle, wo sie sich jetzt finden, da sie vorher an einem dieser entgegengesetzten Platze gewesen waren: und nun fiengen Menschen an sich mit einander zu vermischen, und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Von diesem Zeitpuncte an ist allen Menschen die Liebe zu andern ihres Geschlechts, als eine aus ihrem ersten Zustande zurückgebliebene Neigung angeboren worden: eine jede Person sucht die Hälfte, mit der sie ehemals vereinigt war, wünscht mit ihr wieder eins zu werden, und die durch Jupiter veranstaltete Spaltung wieder aufzuheben. Die männlichen Hälften des gespaltenen Zwittergeschlechts sind daher gierige Weiberfreunde; aus ihnen entstehen die Ehebrecher, wie aus den weiblichen Hälften dieser Menschenart Ehebrecherinnen, und unzüchtige Verkäuferinnen ihrer eigenen Schönheiten werden. Diejenigen aber, welche ehemals Hälften des ungetheilten männlichen Geschlechts waren, suchen die verlorne Hälfte den Gegenstand ihrer Liebe unter dem männ-

 lichen

lichen Geschlecht auf. So lange sie noch Knaben sind, freuen sie sich in der Gesellschaft der Männer, und schlafen gerne an ihrer Seite: in reiferem Alter werden sie große Staatsleute, die sich mit öffentlichen Geschäften abgeben, und als Männer lieben sie schöne Personen ihres Geschlechts, und heyrathen nie aus Neigung, sondern nur aus Gehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes. Wenn solche Männer ihre Hälften wieder finden, so fallen sie in ein entzückendes Erstaunen, und bleiben nach diesem glücklichen Zeitpunkte mit ihrem guten Willen nicht einen Augenblick mehr von einander getrennt. Solche seelige Seelen wißen selbst nicht, was sie von einander wollen uud wünschen: Genuß und sinnliches Vergnügen ist nicht der Gegenstand ihrer Sehnsucht: sondern etwas anders, was sie sich selbst nicht deutlich erklären, sondern in fernem Dunkel nur sehen und errathen können. Wenn in diesem Zustande dunkler unbefriedigter Wünsche Vulcan sich ihnen näherte, und zu gleicher Zeit sich erböte, sie so genau mit einander zu vereinigen, daß sie hier auf Erden zwar ungetrennt leben könten, aber sterbend auch zu gleicher Zeit ins Reich der Schatten hinabsteigen müßten;

ten; so würde wahrscheinlich nicht einer sein, der auch mit dieser Bedingung das Anerbieten des Gottes ausschlüge. Dieses Verlangen der getrennten Hälften zur genausten Wiedervereinigung, zum Zusammenschmelzen ist es, was man Liebe nennt. Alle Menschen werden alsdann glücklich werden, wenn ein jeder sein halbes verlohrnes Selbst wieder findet, und mit diesem vereinigt in den Zustand der ursprünglichen Vollkommenheit unsers Geschlechts hinaufgerückt wird. — Hiermit schließt Aristophanes den berühmten Platonischen μυθος: und nach ihm fängt der dichterische Agathon folgende Lobrede auf den Gott der Liebe an.

Alle, die vor mir von der Liebe geredet haben, scheinen mir mehr das Glück der Liebenden, als die Macht des Liebesgottes gepriesen, mehr die Gaben als den Geber erhoben zu haben. — Der Gott der Liebe ist, wenn anders so etwas sich ohne Gottlosigkeit sagen läßt, der glücklichste Bewohner des Olymps, weil er der schönste und tapferste ist. Der schönste muß er sein, weil er der jüngste der Götter ist. Er flieht das graue Alter, und besucht nur die blühende Jugend, deren beständiger Begleiter er ist. Was die ältesten Dichter von seinem

hohen Alterthume gesagt haben, ist vielleicht eben so wenig gegründet, als andere unwahrscheinliche und unwürdige Thaten, die sie von Göttern erzählt haben. Bei seiner ewigen Jugend ist er der zarteste und weichste der Götter. Er wandelt und wohnt auf nichts schroffem, hartem, unebenem, sondern in dem, was die ganze Natur am zartesten und weichsten hat. Er nimmt seine Wohnung in den Herzen und Seelen von Göttern und Menschen: er läßt sich nicht einmahl in allen ohne Unterschied nieder, sondern flieht diejenigen, die nur das geringste Rauhe und Beleidigende an sich haben. Außer dieser nie untergehenden Jugend und zarten Weichheit muß er nothwendig eine gewisse Glätte und Schlüpfrigkeit besitzen. Wie wäre es sonst möglich, daß er sich in alle Seelen einschleichen, aus und einziehen könte, ohne daß man seine Gegenwart oder Entfernung wahrnehmen sollte? Diese Beweglichkeit ist ein Beweis seines Ebenmases und seiner Schlüpfrigkeit. — Schön ist Amor, weil er stets in und unter Blumen wohnt. Er setzt sich niemals in verblühten Körpern und Seelen nieder, sondern zieht nur dahin, wo prächtige Farben und Wohlgerüche ihn

hinlo-

hinlocken. — Nicht blos schön, sondern auch groß und mächtig ist der Gott der Liebe. Er beleidigt weder Götter noch Menschen, und wird auch von keinem von beiden wieder beleidiget. Wenn er leidet, so geschieht es nie durch fremde äußere Gewaltthätigkeit: und eben so wenig handelt und würkt er auf andere wider ihren eigenen Willen. — Er besitzt die gröste Mäßigkeit, wenn Mäßigkeit anders in der Fähigkeit Lüste und Begierden zu überwinden besteht. Kein Vergnügen ist so groß, das nicht der Macht der siegenden Liebe weichen müste. — Amor ist so stark und tapfer, daß selbst Mars sich ihm nicht entgegen oder gleich setzen kann. Er bezwang den kriegerischsten und tapfersten der Götter: vielweniger wird also ein anderer ihm widerstehen können. — Außer diesen Tugenden besitzt er die letzte und gröste unter allen, die Weisheit. Er begeisterte weise Dichter und unsterbliche Künstler: er gab Göttern und Menschen den hohen schöpferischen Geist, wodurch sie Künste und Menschen bessernde Kenntnisse erfanden. Ehe Amor war, litten und thaten selbst die Götter unter der Regierung der Nothwendigkeit vieles, was ein sterblicher Mund nicht auszusprechen wagt:

die

die Liebe allein vereinigte sie durch den mächtigen Zauber der Schönheit zur seligsten Eintracht. Er reinigt unsere Seelen von bitterer Feindseligkeit und erfüllt sie dagegen mit gegenseitigen Wohlwollen und allgemeiner Menschenliebe: Er ist der milde Urheber und Vorsteher großer Zusammenkünfte an feyerlichen Festen und Opfertagen. Er ist gütig, wohlthätig, Göttern und weisen Menschen gleich angenehm. Zu ihm flieht der Unglückliche, als zu seinem einzigen Tröster: ihn verehrt der Glückliche als den Geber alles Guten: er ist der holde Vater der Grazien und des Liebreizes des süßen schmeichelnden Verlangens*), und der Herzen erweichenden Lust: der gröste Retter, Führer und Begleiter der Menschen in glücklichen und unglücklichen Tagen. Ihn solten alle in erhabenen Lobgesängen preisen, denen Himmel und Erde zuhörten, die die Menschen und selbst die seligen Götter in ihren überirrdischen Wohnungen entzückten.

Nachdem

*) Wir haben für die Wörter, die Plato gebraucht, in unserer Muttersprache nicht so viele gleichgeltende Ausdrücke: τρυφης, ἁβροτητος, χλιδης, χαριτων, ἱμερου, ποθου πατηρ. p. 197.

Nachdem Agathon seine Lobrede geschlossen hatte, äußerten alle ihren Beifall durch eine unruhige Bewunderung. Selbst Sokrates erstaunte über seine hinreißende Beredsamkeit: sagte ihm bei dieser Gelegenheit die feinsten Schmeicheleien, indem er seine eigene Unfähigkeit so schön zu reden, und die daraus entstehende Furcht nach einem Agathon wenig zu gefallen, gestand: gieng aber nach seiner Manier mit schleichenden unmerklichen Schritten zu einer strengen, aber gar nicht beleidigenden Kritik fort, wodurch er den Agathon selbst zwang, den grösten Theil seiner Lobrede wiederum zurück zu nehmen. Nach dieser Vorbereitung entschließt er sich endlich, nicht seine eigene Gedanken über die Liebe, sondern das, was er von der weisen Diotima gelernt hatte, der Gesellschaft mitzutheilen.

Ich hatte (sagt Sokrates) vor der Bekanntschaft mit der Diotima fast eben die Begriffe von dem Gott der Liebe, die Agathon vorher vortrug: ich hielt ihn für einen schönen und großen Gott, allein sie zeigte mir, daß meinen eignen Begriffen nach der Gott der Liebe weder groß noch schön sein könnte. Voll Erstaunens fragte ich sie, ob er denn häßlich und ohn-

ohnmächtig wäre: allein sie verbot es mir, nicht einmal in zweifelnden Fragen Gotteslästerer zu sein, und führte mich auf die wichtige Bemerkung, daß nicht alles was nicht schön sei, deswegen häßlich sein müsse: daß es zwischen Schönheit und Häßlichkeit eben sowohl ein gewisses Mittel als zwischen Weisheit und Unsinn gebe. Die Liebe (ερως) ist weder schön und gut, noch häßlich und böse, sondern schwebt in der Mitte aller dieser Eigenschaften. Ich machte ihr zwar den Einwurf, daß die Liebe von allen als eine große Gottheit anerkannt würde: allein wie kann diese (antwortete sie mir) für eine große Gottheit von denen gehalten werden, welche so gar ihr Dasein läugnen. Ich bat mir diese Frevler zu nennen; du selbst (sagte sie) und auch ich gehören zu diesen Ungläubigen. Ich stutzte über diese Beschuldigung nicht wenig, allein sie zeigte mir bald, daß sie Recht hätte. Giebst du nicht selbst zu, daß alle Götter schön und glückselig sind, und daß sich ohne beide Vorzüge gar kein göttliches Wesen denken läßt: daß endlich nur diejenigen glückselig genennt werden können, die das Gute und Schöne würklich besitzen. Ich konnte von allen diesen nichts läugnen, und nun fuhr sie weiter

fort:

fort: Hast du denn nicht selbst zugegeben, daß die Liebe, Güte und Schönheit außer sich suche, weil sie selbst an beiden arm sei. Kann ein solches Wesen, das Mangel leidet und zu ersetzen sich bemüht, Gott genannt werden. Du siehst also, daß du selbst die Liebe nicht für eine Gottheit hieltest. Amor ist aber deswegen nicht sterblich, sondern ein Mittelding von vergänglicher und unzerstörbarer Natur, ein großer Dämon. Alle Dämonen behaupten diesen Rang in der Reihe der Wesen: Sie sind die Mittler der Gottheit und des menschlichen Geschlechts, und tragen die Bitten und Gelübde der Menschen zu den Göttern, wie sie die Befehle der Götter den sterblichen Erdbewohnern verkündigen. Zu diesen Dämonen, die groß an Zahl sind, gehört Amor: er wurde auf folgende Art gebohren. An dem Geburtstage der Venus kam unter andern Göttern der Gott des Ueberflusses, ein Sohn der Klugheit, zum festlichen Gastmale: mitten unter den Freuden der Tafel und des Weins erschien die Göttinn der Armuth, die aber vor der Thür zurückblieb. Der Gott des Ueberflusses berauschte sich im himmlischen Nektar: und legte sich im Garten Jupiters nieder, um auszuruhen. Unverzüg-

lich

lich schlich die Göttinn der Armuth, die ihm ihrer Dürftigkeit wegen schon lange nachgestellt hatte, zu ihm, und empfing vom trunkenen Gotte den Amor. Er ist eben deswegen, weil er an dem Geburtstage der Venus empfangen wurde, ihr beständiger Begleiter: als ein Sohn des Ueberflusses und der Armuth aber ist er stets dürftig, und weit entfernt, daß er schön und zart sein sollte, wie einige glauben, ist er rauch, schmuzig, ohne Bedeckung und Wohnung: er schläft unter freyem Himmel an den Thüren, und auf öffentlichen Wegen. Alles dieß hat er seiner Mutter zu danken. Seinem Vater hingegen artet er darinn nach, daß er den guten und schönen unaufhörlich nachstellt: kühn, verschlagen und unternehmend, endlich ein gefährlicher Verführer ist, der immer die listigsten Raube ausübt. Er philosophirt sein ganzes Leben durch: ist ein unerforschlicher Gaukler, Zauberer und Sophist: blüht und ist thätig in den Zeiten des Wohlstandes, scheint aber dann und wann gänzlich sterben zu wollen: erholt sich aber über alle Erwartung geschwind wieder. Was er auch erwirbt, zerfließt bei ihm wie durch ein Sieb: er ist daher niemals dauerhaft arm oder reich. Zwischen

Weis-

Weisheit und Unwissenheit hält er sich mitten inne. — Die Götter selbst philosophiren nicht und wünschen auch nicht weise zu werden, weil sie es schon sind. In dieser Selbstgnügsamkeit sind die Thoren den Göttern gleich: auch sie philosophiren nicht und wünschen auch nicht weise zu werden. Das größte Uebel der Unwissenheit ist dieses, daß diejenigen, die weder wackere noch rechtschaffene Männer sind, sich beides zu sein dünken, und daher nicht einmal den Gedanken der Besserung haben. Die Liebe steht zwischen Göttern und Thieren in der Mitte. — Die Weisheit ist eine der größten Schönheiten und Vollkommenheiten in der ganzen Natur: Amor muß sie daher nothwendig lieb gewinnen, weil Liebe selbst nichts als Hang zum Schönen ist. Amor ist selbst durch Geburt und Abkunft Philosoph. Er stammt von einem weisen und reichen Vater, aber einer armen und unwissenden Mutter ab: und muß daher von einer Mittelnatur sein, die die Eigenschaften beider Aeltern in sich vereinigt. — Die Liebe ist im allgemeinen genommen die Begierde stets glücklich zu sein: der Hang zum Schönen und Guten, oder vielmehr die Begierde zur Zeugung und Empfängniß im Schö-

nen *). Alle Menschen empfangen der Seele sowohl als dem Leibe nach, und wenn sie zu einem gewissen Alter kommen, drängt die Natur zur Entbindung. — Durch die Liebe erhalten die Geschlechter vergänglicher Thiere Unsterblichkeit: Selbst der Durst nach Unvergänglichkeit und unsterblichem Ruhm ist Liebe oder eine Frucht derselben. Menschen also, die dem Leibe nach schwanger sind, suchen das weibliche Geschlecht, um durch die Erzeugung leiblicher Kinder sich ein Gedächtniß ihres Namens zu stiften, und sich selbst in ihren Nachkommen zu verewigen. Andere hingegen gebähren und erzeugen, was nur Seelen erzeugen und gebähren können: Weisheit und Tugend. Zu dieser Klasse gehören schöpferische Dichter und erfinderische Künstler: vorzüglich aber bei großen Seelen, die Familien und Staaten Gesetze geben, und durch Gesetze glücklich machen. Wenn jemand mit solchen Tugenden und Vollkommenheiten von dem zartesten Alter an schwanger ist; so drängt ihn bey reifern Jahren ein innerer Trieb zu gebähren und zu zeugen: er sucht einen schönen Gegenstand, in dem

*) Εςι γαρ, ω Σωκρατες, ου του καλου ερως, ὡς συ οιει, αλλα της γεννησεως, και του τοκου εν τῳ καλῳ. p. 206.

dem er die Frucht seiner Seele niederlegen könne. Schöne, gut geartete, edle Seelen erwartet er eher in schönen als häßlichen Körpern: Und wenn er eine solche gefunden hat, theilt er ihr alle seine Schätze von Wahrheiten mit: lehrt sie, was ein rechtschaffener Mann sei, und thun müsse. Er befruchtet sie mit Weisheit, und sucht diese geistigen Embryonen gemeinschaftlich mit der Seele, die sie empfangen hat, aufzuziehen. Ihre gegenseitige Liebe ist wegen dieser Seelenkinder viel stärker, als wenn sie leibliche Kinder mit einander erzeugt hätten. Auch würde ein jeder wünschen, ehe solche Früchte des Geistes als eine leibliche Nachkommenschaft hinter sich zu lassen. Homer und Hesiod erwarben sich durch ihre Werke, Kinder ihres Geistes, unsterblichen Ruhm bei der spätesten Nachwelt: Lykurgs Gesetze wurden die Retter und Erhalter, nicht nur von Sparta, sondern von ganz Griechenland.

Wenn einer (fuhr Diotima zum Sokrates, und Sokrates zu seinen Freunden fort) nicht bloß die Natur der Liebe kennen, sondern auch in ihre heiligen Geheimnisse eingeweiht sein will; so muß er sich von seiner frühesten Jugend an zu diesem großen Werke vorbereiten.

Er muß unter der Leitung eines guten Führers erst einen schönen Körper zu lieben anfangen, und in dessen Seele große und schöne Wahrheiten zu erwecken, und lebendig zu machen suchen. Alsdenn aber muß er zu überlegen anfangen, daß die Schönheit des einen Körpers mit der Schönheit aller übrigen verschwistert und gleichartig sei. Wenn man anders nicht die individuelle Schönheit in einzelnen Gegenständen, sondern das allgemein schöne überhaupt suchen und verfolgen soll; so wäre es Unwissenheit, die Reize aller schöner Körper *) als verschieden, nicht als eine und eben dieselbige Vollkommenheit, zu betrachten. Dieser Gedanke also muß einen jeden zum Liebhaber aller schönen Körper machen. Hier aber muß der künftige Geweihte der Liebe nicht stehen bleiben, sondern die Schönheiten der Seele für ehrwürdiger und heiliger, als die des Körpers halten. Seine Pflicht ist es daher, eine jede noch nicht ganz verlorne oder verblühte

Seele

*) Επειτα δε αυτον κατανοησαι ὁτι το καλλος το επι ὁτῳϐν σωματι, τῳ επι ἑτερῳ αδελφον εςι. και ει δει διωκειν το επ' ειδει καλον, πολλη ανοια μη ϐχ ἑν τε και ταυτον ἡγεισθαι το επι πασι τοις σωμασι καλλος. τϐτο δ' εννοησαντα, καταςηναι παντων των καλων σωματων εραςην. p. 210.

Seele unter seine Aufsicht zu nehmen, den Saamen der Weisheit auszustreuen und ihn sorgfältig zu warten, bis er herrliche Früchte bringt. Er muß Jünglinge auf die Schönheit der Einrichtungen und Gesetze großer Männer anfmerksam machen, sie lehren, daß diese Schönheit mit ihnen verwandt, und körperlichen Reizen unendlich vorzuziehen sei. Von diesen Betrachtungen muß er sie in die Wissenschaften und deren Schönheiten hineinführen, damit sie nicht an den Reizen einzelner Körper oder Wahrheiten hängen bleiben, und ihnen wie Sclaven dienen, sondern auf einmal in ein Meer von Schönheit eingebracht werden, und nach der Bekanntschaft mit den erhabenen Lehren der Weltweisheit selbst große Gedanken gebähren. — Wer bis hieher mit beharrlichem Eifer vordrang, der steht am Ende der grossen Geheimnisse der Liebe, und ist im Stande, die Schönheit von Angesicht zu Angesicht, das wesentlich Schöne selbst zu erblicken. Dieß wesentlich Schöne ist unveränderlich und ewig: weder entstanden, noch dem Untergange unterworfen: ohne alle Verminderung oder Vermehrung. Es ist nicht wie vergängliche Schönheiten, an einem Orte und zu einer Zeit

schön: an und zu andern häßlich: scheint auch nicht einmal verschiedenen Personen bald häßlich, bald mehr oder weniger schön: kann auch gar nicht von der Einbildungskraft, wie sichtbare Gegenstände, Gesichter und Hände gefaßt: nicht wie ein Raisonnement oder System vorgestellt werden; findet sich weder auf Erden noch im Himmel, weder in irgend einem leblosen oder empfindenden Geschöpfe: sondern das Schöne, wovon ich jetzt rede *), ist ganz selbstständig ewig, einfach und sich selbst gleich. Alle übrigen schönen Gegenstände sind allein durch diese wesentliche Schönheit schön: entstehen und gehen unter, ohne daß sie im allergeringsten dabei litte oder gewönne. Wenn jemand endlich durch reine Seelenliebe dies wesentliche Schöne zu erblicken anfängt: dann kann er sagen, daß er in dem großen Geheimnisse der Liebe eingeweiht sei. Der wahre Liebhaber fängt also mit der Liebe eines einzigen schönen Körpers an: geht nachher zu mehrern und endlich zur Liebe aller schönen Körper fort: von diesen erhebt er sich zu den Schönheiten der Gesetze und Wissenschaften: und von den Schönheiten der Wissenschaften schwingt

*) αλλα αυτο καθ' ἁυτο μεθ' ἁυτυ μονοειδες αει ον.

schwingt er sich endlich zum Anblick des wesentlich Schönen selbst hinauf. Wenn du dieß einmal erblickst, (sagte Diotima zum Sokrates) so wirst du weder die Schätze der Erde, noch die Schönheiten der Jünglinge mehr schätzen: weder essen noch trinken, sondern allein anschauen und bewundern wollen. Wer diese wesentliche Schönheit rein, unvermischt, ohne Farben und Fleisch sähe: der würde nicht mehr Schattenbilder der Tugend, sondern wahre Tugend selbst zeugen und gebähren, und als ein gottgefälliger Mann, selig und unsterblich werden.

III.

Ueber die Natur der Seele: eine platonische Allegorie.

Δοκω μοι περι ὡν πυνθανεσθε νυν ȣκ αμελετητος ειναι.

Es scheint, als wenn die Natur den Plato mehr zu einen Dichter, als Philosophen geschaffen hätte. Alle seine strengsten Raisonnements und Lieblingsideen sind in Bilder und Allegorien gehüllt, gründen sich auf solche, oder sind doch mit einem bald größern, bald kleinern Zusatze vermischt.

Dichten war ihm so natürlich und nothwendig, daß er selbst da in diesen Naturfehler zurückfiel, wo die kleinste Ueberlegung ihm das Unschickliche seines Verfahrens zu zeigen im Stande gewesen wäre. In der feyerlichen Stunde des Todes läßt er den weisen sterbenden Sokrates die erhabene Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, mit Fabeln, über den Zustand der abgeschiedenen, besonders unreinen, Geister schließen, die vielleicht für Homer

und

und Hesiod selbst in den Zeitaltern der Einbildungskraft zu kühn gewesen wären *).

Wenn man aber diesen unschicklichen Gebrauch der Fiction übersieht, und den Plato als Philosophen vergißt, um ihn allein als Dichter zu betrachten; so muß man gestehen, daß der größte Theil seiner Dichtungen und Allegorien nicht blos anpassend, und zusammenhängend, sondern sehr oft prächtig, und erhaben ist.

*) Diese Abhandlung hatte, ich weiß nicht ob ich sagen soll das Glück oder Unglück, aus dem encyclopädischen Journal zum zweitenmal im Geist der Journale wieder abgedruckt zu werden. Der Frankfurter Recensent (im 55. 56. St. dieses Jahres) war mit dieser Sammlung unzufrieden, und warf den Groll, den er gegen die ganze Unternehmung hatte, auch auf eine jede einzelne Abhandlung. Den Verfasser des gegenwärtigen Stücks tadelt er als einen Verläumder des Plato, als einen seyn wollenden Aristarch, aus Gründen, deren Richtigkeit ich hier nicht untersuchen will. Ich denke wie Plutarch: αν απαιδευτον ειπῃ σε, επιτεινε το φιλομαθες εν σεαυτῳ και φιλοπονον· — ουδεν γαρ αισχιον εστι βλασφημιας παλινδρομουσης, ουδε λυπηροτερον. Sollte der Verfasser der Recension den Plutarch nicht besser verstehen, als er den Plato zu kennen scheint; so mag er die angeführte Stelle in der Lateinischen Uebersetzung nachlesen.

Von ihrem poetischen Werthe ist der allgemeine Beyfall aller aufgeklärten Zeitalter der unverwerflichste Zeuge. Sie gehörten von Anbeginn zu den Kenntnissen der schönen Welt, des bessern Theils des Publikums; und ein jeder National-Schriftsteller glaubte sich Anspielungen auf diese schönen platonischen Träume erlauben zu dürfen, ohne nöthig zu haben, sie durch gelehrte Erklärungen ins Licht zu setzen.

Eins seiner größten dichterischen Meisterstücke ist die Allegorie im Phädrus über den Zustand der menschlichen Seelen, vor ihrer Einkehr in die irrdischen Leiber, über ihren Fall, oder das Herabsinken in die grobe Materie, und endlich über ihren Aufflug zur Gottheit, und allen verlohrnen Seligkeiten. Sie ist wie der ganze Phädrus, die erste Frucht der jugendlichen Einbildungskraft unsers dichterischen Philosophen, in einer schwelgerischen Dythiramben-Sprache vorgetragen, aber voll von unvollendeten Gedanken, denen er nachher eine systematischere Form gab. Den meisten Lesern ist wahrscheinlich der größte Theil der einzelnen Züge derselben aus unsern, und den französischen schönen Geistern bekannt: allein vielleicht kennen sie sie nicht in der Ordnung, in welcher

Plato sie zusammengedichtet hat. Diesen kann es nicht unangenehm seyn, diese berühmte Allegorie einmal in ihrer wahren Gestalt zu lesen.

Nachdem sich Sokrates mit dem Phädrus an den Ufern des Jlissus, unter den Schatten eines heiligen Baumes und in einer von Nymphen bewohnten, und durch dichterische Sagen feyerlichen Gegend, über die Gedanken des Lysias von der Liebe, und deren wahrer Natur unterredet hatte; läßt Sokrates endlich nach einem kleinen freundschaftlichen Zwange sich zur Mittheilung seiner Gedanken über die Seele bewegen.

Unsere Seele, sagt Sokrates, (Tom. III. Oper. Plat. edit. Serrani S. 245.) ist unsterblich, weil sie die Quelle, und die Ursache ihrer Bewegungen in sich selbst hat; nur das ist unbelebt und seelenlos, was den Grund aller in ihm vorgehenden Veränderungen, Gegenständen außer sich zu danken hat. Dies ist aber auch das einzige, was ich von der Seele mit Gewißheit zu behaupten mir getraue: ihre übrigen Kräfte und Vollkommenheiten kann ich nicht gerade zu, sondern nur in folgenden Gleichnissen und Allegorien vortragen.

Die

Die Seele des Menschen ist einem geflügelten Wagen gleich, der unter dem Vorsitze eines Fuhrmanns von zweyen Pferden gezogen wird. Bey den unsterblichen Göttern sind Pferde und Wagen, von unverbesserlicher Vollkommenheit, untadelhaft gut und ohne alle Gebrechen: bey den Menschen hingegen findet eine so lautere Güte nicht statt: Gutes und Böses ist bey ihnen vermischt, wiewohl das eine Pferd ungleich biegsamer und vortrefflicher als das andere ist.

Zu gewissen Zeiten fährt Jupiter, der große Regierer, und Führer des Universums, auf einem geflügelten Wagen um die Welt, sein unermeßliches Gebiet zu überschauen, und das ganze Heer von Göttern, Dämonen, und Seelen folgt ihm in eilf Abtheilungen nach: nur die Vesta allein bleibt in den himmlischen Wohnungen der Götter zurück. Die unsterblichen Götter nehmen auf diesem Zuge, ein jeder den ihm zukommenden Platz ein: — und dann fahren sie mit unglaublicher Geschwindigkeit alle Räume der Himmel durch, weil das vollkommen genaue Gleichgewicht ihrer Wagen sie in allen ihren Bewegungen nicht das geringste Hinderniß finden läßt. Tausend überschwenglich schöne Auftritte und Gegenstände bieten

sich

sich diesen Gebietern auf ihrer Weltreise dies-
seits des Himmels dar: nach ihrem Genusse
schwingen sie sich in die überhimmlischen Ge-
genden auf, deren unnenbare Schönheiten kein
Dichter besungen hat, kein sterblicher Mund
auszusprechen vermag. Hier sehen sie nicht
mehr bloße Bilder, Abdrücke, Schattenrisse des
Guten und Schönen; sondern das Wesen der
Wesen selbst, die ursprüngliche Wahrheit, Ge-
rechtigkeit, Mäßigung, Schönheit, ungetheilt,
ungeschwächt, ohne alle Verschleyerung. Wenn
sie sich mit diesen wesentlichen Gütern hinläng-
lich gesättiget und genähret haben; fahren sie
in ihre Behausung diesseits des Himmels zu-
rück, und füttern ihre Pferde mit Nektar und
Ambrosia.

Die Wagen der Seelen können wegen ihrer
unruhigen Pferde der Götter ihren nicht im-
mer mit gleicher Geschwindigkeit folgen. Die
glücklichsten, welche der Gottheit am meisten
nacheifern, kommen nur so weit, daß der Fuhr-
mann sein Haupt in die überhimmlischen Ge-
genden erheben, und die Wesen der Dinge mit
einem flüchtigen Blicke überschauen kann. An-
dere erheben sich, sinken aber gleich wieder, und
sehen daher nur einiges, indem ihnen eben so

vieles

vieles verdeckt bleibt. Die letzte Klasse ermüdet unter diesen Bestrebungen: sie geräth in Unordnung und in diesem Getümmel werden viele verwundet, und ihrer Flügel beraubt: alle müssen des Anschauens des Wesens der Wesen entbehren, und diese befriedigen sich in Ermangelung der ewigen unerschütterten Wahrheit mit der Nahrung von bloßen Meinungen und ungewissen sinnlichen Kenntnissen.

Ein unveränderliches Gesetz der Nothwendigkeit hat es bestimmt, daß alle Seelen, die in das Feld der Wahrheit hinein geschauet haben, bis zu einer andern Fahrt in dem Genusse ihrer Freuden und der Gesellschaft von Göttern ungestöhrt verharren sollen: auf der andern Seite ist es eben so unwiederruflich festgesetzt, daß eine jede Seele, die aus Ohnmacht die Gesellschaft der Götter verließ, und mit Unwissenheit oder falschen Kenntnissen erfüllt, sich mit dem Verluste ihrer Flügel zur Erde herabsenkte, bey dieser ersten Versündigung freilich noch nicht in den Leib irgend eines unvernünftigen Thiers, aber doch zur Strafe ihrer Fehler in einen menschlichen Körper fahren soll. Plato nimmt neun verschiedene Grade von Kenntnissen in diesen gefallenen Seelen, und

eben

eben so viele Klassen von Menschenkörpern an, die sie zur Strafe ihrer Vergehungen beleben sollen: diejenigen, welche auch diesseits des Feldes der Wahrheit am meisten gesehen haben, wandern in Leiber von Weltweisen, Tonkünstlern, und vernünftigen Liebhabern: die unwissendsten der letzten und neunten Ordnung, gehen in Körper von Tyrannen über.

Das künftige Schicksal dieser eingekerkerten Seelen, hängt von ihrem Verhalten in diesen irrdischen Gefängnissen ab. Es wird in eben dem Maaße verschlimmert und verbessert, in welchem sie gut oder böse handeln: doch können sie nicht vor zehntausend Jahren, dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind, weil die verlohrnen Flügel während eines kürzern Zeitraums nicht wieder wachsen können. Von dieser Regel sind die Philosophen und vernünftigen Liebhaber ausgenommen: ihre Seelen werden nach einem dreymaligen Umlaufe von tausend Jahren, wieder beflügelt, und kehren zu dem Sitze der Götter, und aller himmlischen Freuden zurück. — Die übrigen Seelen werden nach der Vollbringung ihres ersten Lebens gerichtet, und entweder in die unterirrdischen Oerter der Strafe hinabgestürzt, oder

auch

auch in einer besondern Gegend des Himmels versammlet, wo sie den gerechten Lohn aller Thaten, die sie in ihrem menschlichen Leben verrichtet haben, empfangen. Nach tausend Jahren kommen beyde Arten zur Wahl eines zweiten Lebens. Einige kehren alsdann in thierische Körper, andre wiederum in menschliche Leiber zurück. Die menschliche Bildung hält Plato für so heilig, daß er sie nicht anders als von solchen Seelen bewohnen läßt, die das Feld der Wahrheit schon gesehen haben, und viele einzelne Empfindungen in einem einzigen allgemeinen Begriffe zu sammlen im Stande sind. Diese letztern sind weiter nichts als Erinnerungen aus unserm ehemaligen Zustande, in welchem wir in Gesellschaft der Gottheit das Universum umreiseten, und die ewige Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauten. Nicht alle Seelen rufen sich die Erinnerungen ihres Götterlebens mit gleicher Klarheit und Stärke zurück: sie sahen das Gefilde der Wahrheit nicht lange genug, oder versanken auch zu tief in Vergehungen und böse Gewohnheiten, die die ihnen eingeprägten Bilder fast bis zur Vergessenheit auslöschten. Nur wenige finden sich, in denen sich die Spuren der Wahrheit

sehr

sehr lebhaft erhalten haben: und diese werden von einem heiligen Schauer überfallen, wenn sie hier auf Erden ähnliche, ihren Urbildern entsprechende Abdrücke wahrnehmen.

Von allen sittlichen Tugenden, von Mäßigkeit, Gerechtigkeit (fährt Sokrates fort) finden sich auf dieser Unterwelt schwache, fast gar nicht wahrzunehmende Schattenbilder wieder: die Schönheit allein strahlt uns aus allen Seiten der irrdischen Schöpfung entgegen. Ihr himmlischer Abglanz wird von dem edelsten und schönsten unsrer Sinne, dem Gesichte, aufgefangen, das für die Strahlen der sittlichen Tugenden gar keine Empfindlichkeit hat. Wie unendlich groß würde sonst unsere Innbrunst gegen die Weisheit seyn, wenn wir sie gleich der Schönheit, in einem so hellen Bilde verkörpert und ausgedrückt sehen könnten!

Die reizvollen Abdrücke jener ursprünglichen Schönheit bringen in den Menschen-Seelen ganz entgegengesetzte Würkungen hervor. Die verdorbenen, oder befleckten Seelen empfangen sie, um aus ihnen die niedrigsten thierischen Begierden zu gebähren. Die reinern Seelen hingegen bewundern in einem schönen Antlitze die glückliche Nachahmung je-

ner unkörperlichen Schönheit, nach welchem es gebildet wurde: ein unnenbarer Schauer ergreift sie bey dem ersten Eindrucke: dieser ist unmittelbar mit den feyerlichen Empfindungen der Andacht begleitet, und sie würden sich nicht scheuen, ihm wie dem Bildnisse eines Gottes, Weyhrauch und Opfer zu bringen, wenn sie sich nicht vor dem Rufe eines zu schwärmerischen Entzückens fürchteten. Ungewöhnlicher Schweiß und Hitze wechseln mit diesen Empfindungen ab: und alsdann werden die Verhärtungen erweicht, die den Wachsthum der Flügel zurück hielten. Durch die hereinströmende Zuflüsse von Schönheit belebt und genährt, suchen die Spitzen der Flügel an allen Seiten der Seele durchzubrechen. Während dieser gewaltsamen Erschütterungen leidet die Seele ein schmerzhaftes Kitzeln, ein gewisses peinigendes Vergnügen, das demjenigen ähnlich ist, was den Wachsthum der Zähne zu begleiten pflegt. Die fürchterlichen Geburtsschmerzen, mit denen sie ringt, schmelzen mit der Wollust, die der Genuß und Anblick der Schönheit gewährt, in eine einzige unaussprechliche vermischte Empfindung zusammen, die sie bis zur Raserey empört, und vor Sehnsucht,

den Gegenstand ihrer Liebe zu sehen, weder Tag noch Nacht ruhen läßt. In diesem Zustande zerreißt sie alle Bande, womit sie sonst an Aeltern, Brüder, Kinder, Verwandte und Freunde gefesselt war: mit Verachtung sieht sie auf die ehemaligen Gegenstände ihrer heftigsten Wünsche herab: Weltliche Größen und Reichthümer verlieren sich in eben dem Grade aus ihrem Gesichtskreise, in welchem Eitelkeit und Geiz absterben, und von der herrschenden Empfindung verschlungen werden. Sie sucht sich ihrem Geliebten so sehr als möglich, zu nähern, und sanft an seiner Seite zu ruhen. — Dieser Zustand, mit allen seinen beschriebenen Aeusserungen, ist es, den die Sterblichen Liebe nennen.

Wenn zwo sich liebende Seelen die erste Zeit ihrer Prüfung in dieser süßen Vereinigung den ewigen Gesetzen der Tugend gemäß hinbringen; dann werden sie hieniden nicht blos durch ein wonnevolles aus den reinsten Freuden gewebtes Leben belohnt, sondern auch nach der Auflösung dieses gebrechlichen Leibes steigen sie mit Herrlichkeit aus ihrem Gefängnisse empor, und erhalten den Preis für ihren ersten glücklich überwundenen Kampf. Sie können

sich freilich nicht auf einmal zum Sitze der Seligkeiten hinaufschwingen, denn ihre Fittige sind noch unvollendet: allein sie werden auch nicht zu den unterirrdischen Wohnungen der Quaal verdammt, vor denen sich keine Seele fürchten darf, die ihre Reise gen Himmel schon mit glücklichem Erfolge angefangen hat. Sie leben in der entzückenden Gemeinschaft ähnlicher Verliebten, die auf dem Pfade der Pilgrimschaft mit gleichen Schritten fortgegangen sind; voll der gewissesten Hoffnung, daß sie an Glückseligkeit, wie an Seelen-Reinigkeit unaufhörlich wachsen werden, bis sie endlich zu dem Besitze des nur in einer kleinen Entfernung vor ihnen liegenden höchsten Gutes gelangen. So herrlich sind die Belohnungen, die keusche himmlische Liebe ihren wahren Verehrern gewährt.

IV.

IV.

Einige Betrachtungen über den guten Geschmack.

Keine Kunst ist mir verehrungswürdiger, als die Theorie des Vergnügens, die uns die Oekonomie der angenehmen Empfindungen lehrt, und, indem sie uns mit allen Arten derselben, und ihrem relativen Werthe bekannt macht, zugleich die Mittel angiebt, wie wir als wahre Haushälter freilich alle Arten von Vergnügungen genießen, aber in keiner mit Ausschließung aller übrigen uns so berauschen sollen, daß wir durch Prädilection die Fähigkeit verlieren könnten, auch an ihnen Theil zu nehmen.

Alles, was wir gut, alles, was wir nützlich nennen, löset sich endlich in angenehme Empfindungen auf, die wir dadurch uns selbst, oder andern verschaffen wollen. Wenn wir die sittliche Empfindsamkeit des Menschen bis zu einem solchen Grade erhöhen könnten, daß er die Ausübung einer guten Handlung dem wollüstigen Kitzel der Sinne vorzöge, und eine böse That mit einem lebhaftern Abscheu, als den größten körperlichen Schmerz verfolgete; so würden wir nicht nöthig haben, unsern Hang

zum Vergnügen durch Pflichten und Gesetze einzuschränken: die Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen würde mit der Sittenlehre einerley Grundsätze haben: der Gegensatz zwischen Vergnügen und Pflicht würde eben so sehr verschwinden, als der zwischen angenehmen und nützlichem: und derjenige würde der tugendhafteste Mann seyn, der sich den Genuß der meisten und edelsten Vergnügungen zu verschaffen gewußt hätte.

Die größten Philosophen des Alterthums und der neuern Zeiten haben sich damit beschäfftiget, die richtigen Verhältnisse der Vergnügungen gegen einander, und ihre wahre Subordination zu finden. Daß dies eine der schwersten Untersuchungen seyn müsse, kann man daraus schließen, weil sie bis auf diese Stunde noch nicht geendiget worden, und der größte Theil der Suchenden auf gewisse Arten angenehmer Empfindungen gar nicht Acht gegeben hat, oder auch für, oder wider sie zu sehr eingenommen gewesen ist. Aristipp erfand das System der gröbsten Sensualität: er setzte das höchste Gut, und die einzige Glückseligkeit des Menschen in den Genuß augenblicklicher Vergnügungen: er reducirte den

ganzen

ganzen Menschen auf seine fünf Sinne, und alle seine Empfindungsvermögen auf thierische Brunst. Epikur erweiterte dies gar zu einseitige System menschlicher Vergnügungen, indem er den Unterschied des unmittelbar angenehmen, und des Nützlichen festsetzte, und seinem Weisen als ein Grundgesetz vorschrieb, gewisse angenehme Empfindungen aufzuopfern, um sich in der Folge weit größere Vergnügungen durch einen solchen Sieg zu erbeuten, oder auch andere weit überwiegende unangenehme Empfindungen zu ersparen. Seine Theorie schränkte sich also nicht blos auf die äußern Sinne ein; sie umfaßte den ganzen, aber auch nur, den ganzen individualischen Menschen. Er ließ seine Schüler nicht blos alle Glückseligkeit in den angenehmen Bewegungen der Sinne suchen: er munterte sie dazu auf, mit ihren Resten, den angenehmen Bildern der Phantasie zu spielen, und durch ihre Zauberkraft nicht nur die einst genossenen Vergnügungen zu wiederholen und zu vervielfältigen, sondern auch sie unter neuen Gestalten, in angenehme Hoffnungen, in reizende Aussichten der Zukunft umzuschaffen. Er philosophirte nicht blos, weil eine gewisse Art von Anstren-

gung sich noch immer mit angenehmen Sensationen verträgt, sondern weil wir uns durch richtige Grundsätze gegen tausend eitle Schrecken und Wünsche waffnen, und zugleich durch sie uns in den Besitz vieler äußern Vortheile setzen können, die keinem weniger, als dem Weisen gleichgültig seyn sollen. Epikurs Weiser war also viel weniger Thier, als der Aristippäische, — aber dem ungeachtet durch eine ganze Mauer von Vernunftschlüssen, und Grundsätzen von aller Theilnehmung an den Schicksalen anderer Menschen abgesondert. In seiner Rechenkunst hatte er alle die großen Vergnügungen in Anschlag zu bringen vergessen, womit der Anblick der Glückseligkeit aller empfindenden Geschöpfe, und die Wonne sie durch edle Thaten, es mögen andere, oder wir selbst, sie verrichtet haben, vermehrt zu sehen, die Seele des Menschenfreundes überströmt. Viele alte und neue Weltweise haben es diesem Philosophen des Vergnügens mit Recht vorgeworfen, daß er diese nie zu erschöpfende Quelle der reinsten, und am allerwenigsten mit Leid vermischten angenehmen Empfindungen gänzlich vernachläßiget habe. Die Arbeiten dieser vortrefflichen Männer, deren Namen ich hier nicht

nicht nennen darf, sind nicht fruchtlos gewesen; sie enthalten eine Menge schätzbarer Beobachtungen über die Natur und Beschaffenheit unserer Vergnügungen, aber auch nur zerstreuete Beobachtungen, die noch immer auf den künftig entwickelnden, und zusammenfassenden Geist warten, der einzelne Bemerkungen zu allgemeinen Grundsätzen erhöhen und sie beyde in eine zusammenhängende Theorie vereinigen soll. Bis dahin sieht sich ein jeder Forscher gezwungen, sich sein eigenes kleines System zu bauen, wenn er den Werth, und die verschiedenen Arten angenehmer Empfindungen kennen lernen will.

Meine Leser dürfen gar nicht befürchten, daß ich ihnen das meinige ganz vorlegen werde: es ist viel zu individuell, zu sehr nach meinen Organen, und der mir eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden gestimmt, als daß ich das Herz haben sollte, es andern zu empfehlen, die entweder aus feinern oder gröbern Stoffe gebaut sind, als ich, und einen ganz andern Maasstab für den Werth der verschiedenen Vergnügungen haben. Ich will aus dem Vorrathe meiner Gedanken einige herausheben, von denen ich hoffen darf, daß sie nicht

blos für mich, sondern auch für andre allgemein genug gedacht sind. Sie enthalten einige Erinnerungen wider eine gewisse Ausbildung und Verfeinerung des Geschmacks, und einige praktische Vorschriften, wie man unsere Empfindlichkeit für das Schöne aller Arten erhöhen könne, ohne die gar nicht beneidenswerthe Gabe, das Häßliche aller Arten zu entdecken, in gleichem Grade zu vervollkommenen.

So lange vom Geschmack im allgemeinen die Rede ist, trifft man bey Weltweisen, und Aesthetikern weniger Widerspruch, als unvollständige Begriffe, und Erklärungen an. So bald man sich aber zur Bestimmung des guten und schlechten, des feinen und groben, des ächten und falschen Geschmacks herabläßt: so entstehen wirkliche Spaltungen, und unvereinbare Gegensätze von Meynungen und Aussprüchen. Hier fangen Individua mit Individuis, Nationen mit Nationen an zu streiten.

Fast alle, die vom Geschmack reden oder schreiben, geben zu, daß nicht alle äußere, sondern nur die beyden edlern Sinne Schiedsrichter über eigentliche Gegenstände des Geschmacks seyn: fast alle stimmen dahin überein, daß er eine Fähigkeit mehrerer äußern und

innern

innern Organen anzeige, von gewissen Objecten angenehm, von andern auf die entgegen gesetzte Art sich rühren zu lassen, und wenn über diese letzte Puncte Erklärungen und Meinungen von einander abweichen, so kommt es blos daher, weil alle, die vom Geschmack reden, nicht Seelenkenntniß genug besitzen, um die Organen und Fähigkeiten, wodurch wir Vergnügen, und Schmerzen empfinden, genau zu unterscheiden, und nach dem Umfang ihrer Wirksamkeit mit gehörig bestimmten Ausdrücken zu bezeichnen.

Wahrscheinlicher Weise sage ich also nichts, als was alle dachten, aber nicht ihren Wünschen gemäß ausgedruckt haben, wenn ich den Geschmack eine Fähigkeit nenne, sich von gewissen Gegenständen des Gesichts und Gehörs angenehm, von andern unangenehm rühren zu lassen, alle nicht gleichgültige Eindrücke durch die Phantasie erhalten, wiederholen, und vervielfältigen zu können, alle Wirkungen geistiger Vollkommenheiten, sie mögen sich in Worten, oder andern Zeichen äußern, mit Vergnügen wahrzunehmen, endlich — die Glückseligkeit anderer, und alle Gesinnungen und Handlungen, die diese befördern können,

mit Vergnügen; — hingegen ihr Unglück, und alles was dazu beytragen kann, mit Misvergnügen zu empfinden.

Ich habe die Erklärung des Geschmacks so weitläuftig gemacht, um fernerer Erläuterungen, die ich hier nicht mittheilen kann, überhoben zu seyn. Ich werde also nichts von der Mannichfaltigkeit schöner und häßlicher Gegenstände sagen, die wir durch die beyden edlern Sinne empfinden: ich übergehe die Ursachen und Merkmale, wodurch und warum ich die Vergnügungen der Phantasie, von dem Vergnügen der Sinne, und jene wiederum von denen des Verstandes unterscheide. Ich sage nichts von den verschiedenen Arten, und der Entwickelung der sympathetischen Empfindungen, weil ich sonst weit über die Schranken ausschweifen müßte, die ich mir hier selbst vorgesetzt habe.

Wenn man den Geschmack so bestimmt, wie ich ihn eben bestimmt habe, so giebt es nur zwo mögliche Methoden, nach welchen man seine Güte, und ihre verschiedene Grade festsetzen kann. Entweder man nimmt den Geschmack von einem oder einigen Individuis, von einer oder einigen Nationen als ein Muster an,

nennt

nennt diejenigen äußern Gegenstände, diejenigen Bilder, Gedanken, und Handlungen schön, die diese Individua oder Nationen dafür erklärt haben, und im Gegentheil alle diejenigen häßlich, die dieser bestimmten Anzahl von Gegenständen rc. entgegen gesetzt und unähnlich sind, — oder man mißt, ohne den Geschmack von gewissen Individuis und Nationen, als Muster, festzusetzen, oder einer bestimmten Anzahl von gewissen Gegenständen, Bildern, u. s. w. das ausschließende Privilegium der Schönheit zu geben, man mißt, sage ich, die Güte des Geschmacks blos nach der Menge und Intension angenehmer Empfindungen, die ich durch alle meine äußern, und innern Organen zu empfangen im Stande bin. — Welcher Methode ist man gefolget, und welcher hätte man folgen sollen?

Man schlage Philosophen und Aesthetiker nach, welche man will, so wird man sie immer auf dem erstern Wege antreffen. Die unphilosophischsten, und unverträglichsten unter diesen setzten ihren eigenen Geschmack, ihre individuelle Art zu denken, und zu empfinden, als eine unverwerfliche Regel fest, nach welcher sie Tadel oder Beyfall ihren eigenen Zeitgenossen,

den vergangenen und künftigen Zeitaltern aus- theilten — oder sie zogen auch schaarenweise einem einzigen dichterischen oder kritischen Genie nach, um alles, was dieses schön gefunden hatte, zu bewundern, und dasjenige, was es entweder verworfen, oder nur verkannt hatte, ohne weitere Umstände als häßlich zu verdammen. Andere waren nicht auf eine so anstössige und merkliche Art einseitig: sie bildeten sich nach allen guten Mustern einer oder mehrerer geschmackvoller Nationen, denen sie den höchsten Grad der Ausbildung, und die feinsten Empfindungswerkzeuge zutraueten.

Nichts ist sonderbarer, als daß man eine Methode, die man im gemeinen Leben, so wohl als in der Philosophie längst verworfen hatte, daß man die in der Theorie des Geschmacks gelten ließ. Schon vor vielen Jahrhunderten hatte man die Streitigkeiten, die aus der Verschiedenheit der angenehmen Empfindungen der gröbern Sinne entstehen konnten, durch folgenden verträglichen Grundsatz beyzulegen gesucht: daß man einem jeden seine ihm eigenthümliche Art zu empfinden lassen, und weder wegen merklicher, noch unmerklicher Abweichungen, einen nie beyzulegenden Streit anfangen

fangen müſſe. So bald alſo jemand Eigenſinn oder Intoleranz bis zu dem Grade trieb, Gegenſtände, die ſeinen Sinnen ſchmeichelten, auch andern aufzudringen, oder den Geſchmack einer Nation in Vergleichung mit einer andern, zu erniedrigen; ſo berief man ſich gleich auf dieſen allenthalben geltenden, und zum Sprichwort gewordenen Grundſatz, — und dann war aller Streit auf einmal beygelegt. — Wo hat man wohl jemals unter denkenden Nationen, in aufgeklärten Zeitaltern die Wahrheit eines Satzes aus dem Grunde empfehlen hören, weil er mir, oder einigen wenigen, oder einer Nation, eine Zeitlang wahr geſchienen hat? Und doch hat man eben dieſe Art zu beweiſen, die der gemeine Menſchenverſtand längſt verworfen, und die Weltweisheit niemals für zureichend erklärt hat, zur Grundlage der Theorie des Geſchmacks gemacht. Eben die Männer, die nicht das Herz gehabt hätten, ihrem Zeitalter einen Satz als Wahrheit aufzudringen, weil er von griechiſchen Philoſophen geglaubt worden, die hatten doch Dreiſtigkeit genug, Beyfall und Tadel von uns für Gegenſtände zu erpreſſen, die eben dieſe Griechen für ſchön und häßlich erklärt hatten.

Ich hoffe, daß es jetzo sehr begreiflich seyn wird, warum alle in der Bestimmung des Geschmacks so ziemlich einig, hingegen in Bestimmung seiner Güte so entgegen gesetzt waren. Ein jeder gab zu, daß der Geschmack in der Empfindlichkeit gewisser Organen, und Kräfte bestehe, verschiedene Arten schöner Gegenstände wahrzunehmen; so bald man aber anfieng, die Gegenstände aufzusuchen, deren Empfindung den guten Geschmack ausmachen sollte, ihren verschiedenen Werth, und den Grad zu bestimmen, mit welchem sie empfunden werden sollten; so entstanden nothwendig Widersprüche, weil ein jedes Individuum andere Organen in einem von allen übrigen abweichenden Grade der Ausbildung mitbrachte. Eher hätte man den Stein der Weisen, als auf diesem Wege eine richtige Bestimmung des guten Geschmacks finden können.

Als ich diese Bemerkung gemacht hatte, fieng ich an diese Materie von einer andern Seite anzusehen. Ich frug mich selbst, ob man den Geschmack verschiedener Individuen, und mehrerer Personen, nicht mit einander vergleichen könnte, ohne eine bestimmte Anzahl schöner Gegenstände angeben zu dürfen, die ein

jeder

jeder als schön, und in einem gewissen Grade empfinden müsse, wenn er auf einen guten Geschmack Anspruch machen wolle.

Ich fand, daß dies allerdings statt finde, wenn man die Anzahl, und die Stärke der Intension angenehmer Empfindungen gegen einander abwiegt, ohne auf die Gegenstände zu sehen, die diese angenehmen Empfindungen hervorbringen. Die Güte des Geschmacks eines Individuums, einer Nation, hängt also nicht davon ab, ob beyde dieselben Gegenstände, in eben dem Grade schön finden, wie die Individua, und Nationen, mit denen man sie zusammen stellt, sondern ob sie im Ganzen genommen mehrere und lebhaftere angenehme Empfindungen genießen, als die letztern.

So bald man also die kleinere und größere Güte des Geschmacks nicht nach der Beschaffenheit und Anzahl gewisser eigenmächtig für schön erkannter Gegenstände, sondern blos nach der Anzahl und Stärke angenehmer Empfindungen abmißt; so wird man zugeben, daß die Nation, die Person den besten Geschmack habe, die durch ihre Organen, und Kräfte im Stande ist, mehrere Vergnügen zu genießen, als eine jede andere, die mit ihnen verglichen wer-

den kann. Verschiedene Individua und Völker können einen gleich guten Geschmack haben, ohngeachtet die Gegenstände, die ihnen die angenehmen Empfindungen verschaffen, himmelweit von einander verschieden sind. Einzelne Individua können einen bessern Geschmack besitzen, als die aufgeklärte Nation, worunter sie leben, wenn ihr Empfindungskreis ausgebreiteter, und die Fähigkeit sich von mehrern Gegenständen angenehm rühren zu lassen, größer ist.

Nun komme ich an den Punct, den ich hier nur mit wenigem erläutern wollte. Es ist kein der menschlichen Glückseligkeit feindseligerer Geschmack, kein sicherer Vorbothe der gänzlichen Verderbniß des Empfindungssystems einer Person oder Nation, als der im höchsten Grad verfeinerte, der allenthalben nach luftigen von der erhitzten Phantasie geschaffenen Idealen hascht, der alles schlecht und ekelhaft findet, was unter diesem hohen Urbilde von Schönheit zurück bleibt, dem keine andere Formen gefallen, als die an eine Venus von Medicis, oder einen Apoll von Belvedere reichen, der keine andern Gedanken groß und erhaben nennt, als die den stärksten Kopf schwindeln

machen,

machen, alles für fade erklärt, was uns nicht in Fieber von Empfindungen versetzt, und keine Gesinnung und Handlung edel, gut nennet, als die aus der reinsten, lebhaftesten Menschenliebe, und dem feurigsten Patriotismus fließen, kurz, der bey der Empfindung aller Arten von schönen Gegenständen stets Ideale gegenwärtig hat, die die Werke der Natur und Kunst entweder gar nicht oder nur selten erreichen.

Er ist der schlechteste Geschmack unter allen, weil die Organen durch ihn fast gegen alle Vergnügungen todt, hingegen in dem schrecklichsten Mißverhältnisse, gegen die kleinsten Fehler und Gebrechen die höchste Empfindlichkeit erhalten. Er ist schlechter als die Gefühllosigkeit dummer, entweder von der Natur, oder in der Erziehung verwahrloseter Personen. Diese genießen freylich nicht viel Vergnügen, aber sie leiden auf der andern Seite auch weniger Schmerz, als Personen von feinern Organen. Das einzige Vergnügen, was jene genießen, ist eine Frucht und Nahrung der Eitelkeit, die sich kitzelt, eine Besitzerinn von so hohen Idealen zu seyn, deren Forderungen die reichsten Producte des Genies nicht ganz zu befriedigen im Stande sind.

Unglücklich ist die Nation, das Individuum, in welchem dieser ekle Geschmack einmal überhand genommen hat, wo die Empfindlichkeit gegen das Häßliche in eben dem Grade verstärkt wird, in welchen die Fähigkeit angenehme Empfindungen zu genießen abnimmt, wo man nicht mehr fühlt, sondern raisonnirt, und die unerbittliche Kritik in die elende Kunst ausartet, die kleinsten Fehler zu bemerken, um sich darüber ärgern zu können. Ist dieser ekle Geschmack einmal herrschend geworden; so ist es fast eben so unmöglich jemanden davon zu heilen, als es unmöglich ist, Personen zu simplern Vergnügungen zurück zu rufen, die durch starke gewürzte Brühen, berauschende Liqueurs, und den heftigsten sinnlichen Kitzel ihre durch die öftere Ueberspannungen geschwächte Nerven, abgenutzt haben. Die stets zunehmende Gefühllosigkeit kann nicht anders, als durch gestärkte Reize überwunden werden, bis endlich die Kunst zuletzt erschöpft, oder auch das Nervengebäude zerstört wird.

Wenn es aber so schwer ist, jemanden von dieser Nervenkrankheit zu heilen: giebt es denn gar keine Präservative dagegen? Nichts würde zur Vermehrung angenehmer, und zur Vermin-

minderung unangenehmer Empfindungen der Menschen wichtiger seyn, als eben diese, weil wir doch so wenig idealisch-schöne Gegenstände haben, und die gar zu heftigen Empfindungen, die sie hervorbringen, Ermüdung und Langeweile nach sich ziehen. Welche Mittel muß ich brauchen, wenn ich nach dem Genuß eines sehr schönen Gegenstandes den Geschmack an andern schönen von andern Arten nicht verlieren, und zweytens verhindern will, daß die Empfindlichkeit gegen das Fehlerhafte und Häßliche nicht in gleichen Schritten mit der Verbesserung meines Geschmacks fortgehen soll?

Ich habe gar nicht die Absicht jemanden in der Verfeinerung seines Geschmacks, in der Aufsuchung, und in dem Genusse der schönsten Gegenstände, und der angenehmsten Empfindungen Gränzen zu setzen. Auch convulsivische Vergnügungen gehören zu derjenigen Glückseligkeit, die die gütige Natur ihrem Lieblinge, dem Menschen, wollte zu Theil werden lassen. Nur das rathe ich einem jeden, um seines eigenen Vergnügens willen, an, sie nicht allein, nicht zu oft, nicht zu lange zu geniessen. Die hinreißenden geistigen Vergnügun-

gen sind den Menschen, eben wie die körperlichen von der Natur verliehen, um nur selten genossen zu werden. Man kann bey jenen eben so gut durch Schwelgerey, wie durch körperliche Ausschweifungen, wider die heiligen Gesetze der Natur sündigen, und diese rächt übermäßigen Genuß in beyden Fällen auf ähnliche Art: durch Gefühllosigkeit und Ekel gegen alle Arten angenehmer Empfindungen, und durch eine stets zunehmende Empfindlichkeit gegen die leichtesten unangenehmen Eindrücke.

Wir können nicht die Natur, wir müssen unsere eigene Unvorsichtigkeit anklagen, wenn ein verdorbener Geschmack uns hindert, nicht so glücklich zu seyn, als sie uns machen wollte. Durch den weisesten und bewundernswürdigsten Bau aller unserer Empfindungswerkzeuge hat sie uns zum glücklich seyn, und zum Genuß aller Arten von Vergnügungen vorher bestimmt: wir müssen dies harmonische Werk ihrer Hände erst auf eine gewaltthätige Art zerstören, um unglücklich werden zu können. Wie sehr die Vorsehung es sich vorgesetzt habe, uns durch den Genuß höherer Schönheiten nicht den Geschmack an den weniger rührenden

zu rauben, kann ein jeder aus den Gesetzen der Einbildungskraft, und der Einrichtung derjenigen Organen sehen, die zur Erhaltung aller angenehmen Empfindungen bestimmt sind. Erstlich dauren die heftigsten Entzückungen nur eine kurze Zeit: sie verlieren gleich nach der Einwirkung des Gegenstandes, der sie erzeugt hat, vieles von ihrer ersteren Lebhaftigkeit, bis sie nach einem kurzen Daseyn, ganz unter das Bewußtseyn verschwinden. 2) Freylich theilt jedes Vergnügen, das wir genießen, den ihm angehörigen Organen eine gewisse Spannung oder Disposition mit, sich selbst bey gewissen Gelegenheiten wiederum hervorzubringen. Aber diese Erinnerung einst genossener Vergnügen, diese zwote wiederholte Empfindung, die die Einbildungskraft uns verschafft, ist in keinem Fall, so lange Seele und Leib gesund sind, so lebhaft und hinreißend, als sie bey dem wirklichen Eindruck war. Und 3) sind die Umstände, unter welchen alle angenehme Empfindungen wieder aufgeweckt, erinnert werden, sehr eingeschränkt. Nicht jeder angenehme Eindruck, den wir jetzo genossen, führt die Erinnerung aller ihm ähnlichen Empfindungen mit sich, von denen wir während unsers ganzen Lebens sind hingerissen worden.

Durch diese drey Gesetze hat die Natur uns hinlänglich vor der vergnügentödtenden Vergleichung angenehmer Empfindungen von ungleichen Graden bewahret. Die kurze Dauer auch der stärksten angenehmen Sensationen macht, daß für die nachfolgenden schwächern Raum da ist. Die durch bestimmte Gesetze eingeschränkte Association ist Ursache, daß wir schwache Vergnügungen eben so innigst geniessen können, als wenn wir niemals stärkere empfunden hätten, und die verminderte Lebhaftigkeit ehemaliger heftiger Eindrücke bey ihrer Wiederaufweckung läßt uns die große Disproportion zwischen einem gegenwärtigen, und ehemaligen angenehmen Eindruck nicht sehr wahrnehmen.

Wir handeln also wider die Absichten der Natur, wenn wir bloß den lebhaftesten Vergnügungen nachjagen, nur die schönsten Gedichte lesen, die schönsten Gemählde sehen, die schönsten Compositionen hören wollen, wenn wir uns bey diesen höchst angenehmen Eindrücken so lange verweilen, bis wir alles abgenutzt haben, und sie so oft wiederholen, bis sie auch bey der geringsten Veranlassung der Seele wieder gegenwärtig werden, und die Er-

innerung an den hohen Grad des genossenen Vergnügens alle folgende angenehme Eindrücke zerstört.

Ich rathe daher einem jeden an, gerade in dem Genuß der lebhaftesten Empfindungen, der schönsten Gegenstände am vorsichtigsten und haushälterischesten zu Werke zu gehen: sie ja nicht auf einmal ganz zu erschöpfen, sie nicht zu oft zu genießen. Ich lese daher das schönste Gedicht niemals mit einer schwelgerischen Unmäßigkeit, bis ich es auswendig lerne, und es meiner Phantasie so geläufig gemacht habe, daß es nicht mehr in meiner Gewalt ist, bey den einzelnen Schönheiten stehen zu bleiben, und sie mit Muße, und einem stets geschärften Gefühl zu kosten. Traurige Erfahrungen haben mich hier auf mich selbst aufmerksam gemacht, daß wenn ich schöne Schriftsteller mit einer so ungemessenen Begierde verschlungen habe, ich nach mehrern Jahren nicht wieder im Stande war, sie mit Vergnügen zu lesen, weil der zu beschleunigte Mechanismus meiner Organen mich unaufhaltsam von einer Stelle zur andern fortriß, ehe ich eine einzige recht empfinden konnte, und die Voraussehung dessen, was kommen würde, mir den Genuß der gegenwärtigen, und folgenden Schönheiten raubte.

Eben diese Beyspiele lehrten mich auch, daß ohngeachtet ich die abgenutzten Schönheiten der vortrefflichsten Gedichte nicht mehr geniessen konnte, ich doch zugleich einen außerordentlichen Ekel gegen alle diejenigen empfand, die mir nicht so viel Vergnügen verschafften, als ich vermeynte, daß jene für mich ganz abgestorbene Schönheiten mir gegeben hatten. Dies ist eine der unglücklichsten Lagen, die ich mir denken kann: die größten Schönheiten abgenutzt zu haben, und doch durch die ganz gleichgültigen Erinnerungen des vergangenen Genusses zu den tausendfältigen kleinern Vergnügungen von andern Arten unfähig gemacht zu seyn.

Diesen beyden Unbequemlichkeiten setzt man sich dadurch am meisten aus, wenn man durch eine Art schöner Gegenstände, und angenehmer Empfindungen so sehr hingerissen wird, daß man ihnen alle übrige Schönheiten und Vergnügungen aufopfert. Der weise Wollüstling muß nichts mehr in der Welt zu verhüten suchen, als eine solche durch Gewohnheit oder Vorsatz entstehende Prädilection für gewisse Empfindungen, die einen der Glückseligkeit nachtheiligen Indifferentismus gegen alle übri-

gen

gen Vergnügen nach sich zieht, zu deren Empfängniß die Natur uns gleichfalls Organen geschenkt hat. So wie die Seele zu gleicher Zeit nur eine kleine Anzahl von Begriffen deutlich denken, hingegen in der Folge mehrerer Jahre eine ungeheure Anzahl nicht ähnlicher und verwandter Ideen zu umfassen, im Stande ist; eben so giebt es auch nur wenige so harmonische Empfindungen, die ohne sich zu schwächen in demselben Moment in der Seele coexistiren können: hingegen hat sie zu verschiedener Zeit für eine zahllose Menge der ungleichartigsten Vergnügungen Raum genug. Dieser großen Absicht der Vorsehung durch die Mannigfaltigkeit von Vergnügungen, Ekel und Ueberdruß zu verhüten, und durch die abwechselnden Reize verschiedener Organen einer schädlichen Ueberspannung eines oder einiger von ihnen vorzubeugen, dieser handeln wir gänzlich zuwider, wenn wir in dem Genusse von Schönheiten partheyisch werden, und alle übrigen verabscheuen, weil eine Art uns vorzüglich zu rühren gewußt hat.

Ich habe es mir daher in meiner Theorie des Vergnügens zum Grundgesetze gemacht, mich vor allen Lieblingen zu hüten, weil dadurch

durch gar zu leicht das Gleichgewicht unserer Kräfte aufgehoben, und die süße Bezauberung einzelner Vergnügungen endlich in Despotismus ausartet, den ich nicht, wenn es mir beliebt, durch meine übrigen Kräfte und Grundsätze wieder zernichten kann. Ich schränke also niemalen meinen Geschmack, und meine ganze Empfindlichkeit auf ein einziges Organ ein, vielmehr wende ich alle Kenntnisse und Mittel an, die Empfindlichkeit aller Organen, und die Menge von Gegenständen, die angenehme Eindrücke hervorbringen, zu vervielfältigen. Ich suche, so viel als möglich, in einem jeden Alter die Vergnügen aller übrigen zu vereinigen, und zu erhalten. Einen guten Theil meiner erworbenen Kenntnisse wollte ich darum geben, wenn ich mich, wie die Kinder so innigst bey so leichten Veranlassungen, ohne die geringsten mühsamen Vorbereitungen vergnügen könnte. Wenn es möglich wäre, möchte ich die Vergnügungen aller Stände, Alter und Jahrhunderte vereinigen, die nicht gänzlich incompatibel, und weder mit der Klugheit, noch den Pflichten eines tugendhaften Menschen streiten: ich würde dem vernünftigen Manne, dem rohesten Wilden, dem schmuzigen Pöbel

seine

seine Vergnügungen abzustehlen suchen, wenn meine Organen beweglich genug wären, sich von so entgegen gesetzten Gegenständen zu verschiedenen Zeiten rühren zu lassen. Diesen Grundsätzen habe ich sehr vieles zu danken. Ich habe für alle Arten von Launen, für alle Grade von Leibes. und Geisteszuständen nicht leicht zu erschöpfende Quellen von anpassenden Vergnügungen, oder doch Zerstreuungen: ich kann die Vergnügungen mit der Disposition meiner Maschine abwechseln, und stimmen wie ich will. Und selten werde ich in so traurige Gesellschaften, in so abgezehrte, und öde Theile der Schöpfung verworfen, daß ich nicht noch immer für gewisse Organen angenehme Gegenstände finden sollte.

Ich weiß es, daß es im strengsten Verstande keinen allgemeinen Geschmack gebe, der an allen Arten schöner Gegenstände ein fast gleiches Wohlgefallen finde, sondern daß unter den Organen, die zur Empfängniß angenehmer Empfindungen bestimmt sind, immer einige sind, die vor den übrigen einen auszeichnend hohen Grad von Beweglichkeit besitzen, und also die Seele besonders auf diejenigen Arten von Schönheiten aufmerksam machen, die ihr

von

von diesen zugeführet werden. So sehr ich aber auch überzeugt bin, daß in dieser Bedeutung kein menschliches Individuum einen allgemeinen Geschmack besessen habe, und besitzen werde; eben so gewiß weiß ich auch, daß die Natur niemals anders, als Ungeheuren, im eigentlichsten Verstande einen ausschließenden Geschmack gegeben habe, der nur durch ein Organ glücklich seyn, und nur eine kleine Anzahl von angenehmen Empfindungen lebhaft genießen kann, um gegen die übrigen alle todt zu seyn. Weil die Monstra aber doch immer zu den Seltenheiten gehören; so ist es gemeiniglich unsere Schuld, die Frucht einer traurigen Unwissenheit, oder des Eigensinns, wenn wir einen großen Theil von uns selbst tödten, oder ersterben lassen, um nur durch einen einzigen Sinn unsers Daseyns froh zu werden. Ich wandle am liebsten in den blühenden Gefilden Griechenlandes herum, und suche ihren seligen Bewohnern die hohe Begeisterung abzulernen, mit welchen sie die geheimsten Schönheiten der physischen Natur empfanden: aber wenn mirs ein Gott anböte, mich ganz in einen Griechen umzuschaffen, und mich durch und durch mit dem griechischen Genius zu be-

leben,

leben, so würde ich als ein Deutscher dieses Geschenk verbitten, weil ich Elender alsdann mit meinen griechischen Sinnen keine ihnen angemessene Nahrung finden, und als ein Verwiesener unter einem fremden Himmel, in einem fernen Lande hinschmachten müßte, ohne die Schönheiten, die um mich her verbreitet wären, genießen zu können.

Bisher habe ich meine Leser gegen die Einseitigkeit des Geschmacks gewarnet, wodurch die Fähigkeit, das Schöne und Angenehme zu empfinden in eben dem Grade geschwächt wird, in welchem die Empfindlichkeit gegen das Häßliche und Unangenehme zunimmt. Jetzt will ich noch einige auf meine eigene Erfahrung gegründete Beobachtungen mittheilen, wie einer seinen Geschmack für alle Arten des Guten und Schönen erweitern und verfeinern könne, ohne die unglückliche, und worüber ich mich sehr wundere, manchem so schätzbare Gabe, das Unvollkommene und Häßliche zu entdecken und zu empfinden, zu gleicher Zeit zu erhöhen.

Es kommt hier alles auf den vortheilhaften Gesichtspunct, und richtige Grundsätze an, wodurch man die Seele zu beyden Arten von Empfindungen vorbereitet. Allenthalben, wo ich moralisch gute Gesinnungen und edle Handlungen

lungen antreffe, lasse ich meinen Empfindungen der Liebe und Bewunderung, die meine Seele rühren, ihren ungehinderten Lauf, ohne die Seligkeit dieser Vergnügen durch kalte Meditation über das Verdienstliche derselben zu stören. Ich liebe und bewundere die guten Eigenschaften und Handlungen einer Person eben so inbrünstig, als wenn sie ihr ganz allein gehörten; mir fällt es gar nicht ein, zu berechnen, wie viel die Natur, Erziehung, Zufall, u. s. w. sich von beyden zueignen könnten. Ich habe mich daran gewöhnt, hier nicht zu raisonniren, weil Raisonnement in diesem Fall, ein Todtfeind des Vergnügens wäre. In dem entgegen gesetzten Falle aber, wenn ich an verunstaltete Charactere, und unedle Handlungen stoße, ruf ich alle Grundsätze zu meiner eigenen Beruhigung zu Hülfe, die ich mir je über den Antheil der Menschen an ihren eigenen Handlungen gemacht habe. Ich stelle mir den größten Bösewicht nie allein in dem Zustande der scheußlichsten Verwilderung, oder in dem Augenblicke vor, wo er eine schwarze verabscheuungswürdige That ausübt: mein Blick fällt, durch Gewohnheit und Grundsätze geleitet, auf die ganze Scene seines übrigen Lebens hinüber, und auf alle die unglücklichen

Circum-

Circumstanzen, unter denen er zu einem solchen sittlichen Ungeheuer, zur Fähigkeit eine solche That auszuüben, reif wurde. Diese mir ganz geläufige Reflexion hindert, daß eine schwarze That mir nicht so viel sympathetisches Misvergnügen verursacht, als eine entgegen gesetzte schöne That mir Freude macht: sie läßt entweder gar keine, oder keine anhaltende Empfindung des Hasses entstehen, und stimmt diese der menschlichen Natur so feindselige Leidenschaft zu den mildern, nicht so unangenehmen Rührungen des Mitleidens herab. Aus diesem Beyspiel erhellet, daß man durch Grundsätze und Gewohnheit Empfindungen abändern, und ihren Ton vorher bestimmen könne: daß man ferner eine gewisse Art angenehmer Eindrücke lebhaft empfinden könne, ohne von dem entgegen gesetzten in einem gleichen Grade unangenehm gerührt zu werden. Durch eben die Mittel kann man auch den Verdruß sehr vermindern, den die Mängel der schönsten Werke hervorbringen.

Wenn man aus einer Lectur die reichste Erndte von Vergnügen davon tragen will; so lese man nicht in der Absicht, seine Kritik zu üben, jede Stelle mit den im Kopfe vorräthigen Gesetzen zusammen zu halten, und die

Größe eines jeden Fehlers, wie jeder Schönheit, nach dem genauesten Maaßstabe zu bestimmen: sondern man vergesse für die erste Lectür des Vergnügens alle Regeln der Kritik, schlüpfe, wenn man auf Fehler stößt, so leicht als möglich, darüber weg, um alle Kräfte und Aufmerksamkeit für die vollkommenste Empfindung der Schönheiten zusammen zu halten.

Aber auf diese Art wird man außer Stand gesetzet, ein richtiges Urtheil über den Werth einer Schrift zu fällen, denn dazu wird doch nothwendig die Kenntniß der Fehler und deren Vergleichung mit den vorkommenden Schönheiten erfordert? — Meine Absicht ist im geringsten nicht, alle Kritik verdächtig zu machen, sondern nur gegen die grämische Empfindlichkeit zu warnen, die nur Fehler aufsucht, um sie tadeln zu können, und in Zuckungen geräth, wenn sie unter vielen Schönheiten einige kleine Mängel entdeckt. Man vergleiche, urtheile, tadle, aber nicht eher, als bis man alle Schönheiten empfunden, und alle Vergnügungen genossen hat, die ein vortreffliches Werk für diese Zeit geben konnte: man lese erst, um Vergnügen zu genießen, die Augen gegen alle Mängel und Unvollkommenheiten zugeschlossen:

sen: — und alsdann rufe man den Schriftsteller vor das Tribunal des strengen Raisonnements, wenn Grübeln keine Vergnügungen mehr raubt: man suche alle die Stellen auf, die man vorher übersprungen hatte, wo der Verfasser Misvergnügen verursacht, und weniger Vergnügen verschafft hat, als er hätte geben können; alsdenn erst wage man den entscheidenden Ausspruch über den Werth oder Unwerth einer Schrift. — Auf diese Art hoffe ich, wird man Vergnügen und Kritik, ein Paar sonst unverträgliche Schwestern, glücklich mit einander vereinigen können.

Nichts ist unglücklicher, als das Geschlecht der Recensenten, die sich dazu gewöhnt haben, allenthalben Fehler und Unvollkommenheiten aufzusuchen, und kein schönes Werk, als in der Absicht es zu recensiren, lesen können. Solche Leute müssen auf die letzt eine ungewöhnliche Fertigkeit, Mängel zu bemerken, einen außerordentlichen Scharfsinn, für Unvollkommenheiten erhalten: aber um diese Talente werde ich weder Kritiker noch Antikritiker beneiden. Ich verabscheue eine jede Kunst, die mir nur in den Quaalen anderer Vergnügen giebt, oder meine übrigen Vergnügungen zerstört, um der elendesten Art von Eitelkeit zu schmeicheln.

V.

Einige merkwürdige Züge aus der Denkungsart, den Vorurtheilen und Sitten der Kamtschadalen: aus Krascheninnikows und Stellers Beschreibungen von Kamtschatka gesammlet.

Die Bewohner von Kamtschatka gehörten vor ihrer Bekanntschaft mit den Russen, wo nicht zu den elendesten, doch gewiß unflätigsten und ausgeartetsten Völkerschaften des Erdbodens. Sie zeichnen sich von den übrigen Haufen von Wilden, die im kalten Erdgürtel zerstreuet sind, oder sich ihm doch nähern, auf so mannichfaltige Art aus, daß ich es für keine ganz überflüßige Arbeit halte, einige der auffallendsten Züge aus ihren Vorurtheilen, Sitten und Gewohnheiten heraus zu heben, und sie mit einigen Betrachtungen zu begleiten.

Sie übertreffen in ihren Meinungen und Ueberlieferungen von der Gottheit nicht nur alle mir bekannte Nationen der alten und neuen Welt an gottloser Ungereimtheit, sondern machen sich auch (und dies ist etwas Charakteristisches) über ihre höchste Gottheit lustig, und sehen ihre väterliche Religion als lächerliches Spielwerk an, das sie bey den geringsten Anlässen verlassen, und gegen andere Meynungen austau-

austauschen. Sie machen ihrem höchsten Gott Kutka, die bittersten Vorwürfe über den Weltbau, oder was bey Kamtschadalen einerley ist, über die elende Einrichtuug des von ihnen bewohnten Erdfleckens. Sie rechnen es ihm entweder zur Ohnmacht, oder zur Unwissenheit zu, daß er die Erde mit so vielen feuerspeyenden Bergen, unersteiglichen Klippen, seichten oder zu reißenden Strömen verunstaltet habe: und allemal, wenn sie mit einigen Beschwerlichkeiten eine steile Anhöhe hinanklimmen, oder einen zu stark fortschießenden Strom hinabfahren, können sie sich nicht entbrechen, den Gott Kutka für seine Ohnmacht, Dummheit, und Vernachläßigung des Menschengeschlechts durch Spöttereyen oder unwillige Schimpfreden zu strafen.

Am meisten scheinen sie sich in solchen Erzählungen aus der Geschichte dieses Gottes zu gefallen, die nicht einmal den unsinnigsten ihrer Landesleute, vielweniger ihrem Gott, Ehre machen würden. Kutka wurde zu wiederholten malen, von den sich wider ihn verschwörenden Mäusen auf die gröbste Art hintergangen und gemishandelt: er war schwach genug, diesen übermüthigen und falsche Reue

bezeigenden Sündern, Gnade wiederfahren zu lassen, die sie aber unverzüglich (Steller 24 Kap.) durch noch weiter getriebene Beleidigungen zu belohnen suchten. Völlerey und Gefräßigkeit waren immer die schwachen Seiten, woran die Mäuse den großen Kutka angriffen, wodurch sie ihn einwiegten und zum Gegenstande ihres Gespöttes machten. — Eben dieser Gott (sagen die Kamtschadalen) verliebte sich einstens in seinen eigenen gefrornen Unrath, den er für ein schönes in seinen Schutz sich begebendes Weib ansah: seine Täuschung wurde nicht eher als durch die Aufthauung der vermeinten Schöne gehoben. Alle verliebten Unternehmungen des griechischen Jupiters sind nichts gegen die unnatürliche Brunst, die die Kamtschadalen von ihrem Kutka erzählen (Steller S. 263.). Seine Frau wurde über diese viehischen Ausschweifungen in einem Anfalle von Eifersucht so erboßt, daß sie den Sitz ihrer geheimsten Schönheiten in eine Endte verwandelte, den Kutka eine Lobrede darauf halten, und sie küssen ließ, während welcher Liebkosung sie der Endte ihre natürliche Gestalt wieder gab, und ihren Gemahl sinnlich überzeugte, an welchen Gegenstande er seine überfließende Zärtlichkeit verschwendet hatte.

Uebri-

Uebrigens glauben die Kamtschadalen, daß Kutka unter ihnen gewohnt, sich eben so beschäfftiget und genährt habe, als sie: daß er mit seiner Frau, die ihn am Verstande und andern guten Eigenschaften unendlich übertraf, viele Kinder erzeugt habe, von denen ihm aber oft übel mitgespielt worden. Sie schreiben ihm gleichfalls die Künste, Hütten zu bauen, Fische, Vögel und Thiere zu fangen, zu, ohne ihm dafür die geringste Dankbarkeit und Hochachtung zu beweisen. Woher er aber gekommen, um sich bey ihnen nieder zu lassen, wissen sie eben so wenig, als wohin er nach seinem Aufbruche aus Kamtschatka verschlagen sey: eine ungewisse Sage hat sich unter ihnen ausgebreitet, daß er sich weiter hinauf nach Norden unter die Koräken und Tschuktschen gezogen habe.

Ueberhaupt haben die Kamtschadalen so wenig als andere ihnen ähnliche Völkerschaften eine feste Religion: das heißt, allgemeine stets wiederkehrende vom ganzen Volke gefeyerte Feste, eine bestimmte Anzahl von National-Göttern, unverrückte Plätze, wo sie diesen Gottheiten Opfer und Gelübde brächten: und öffentlich bestellte Priester oder Diener der Gott-

 heit.

heit. Ein jeder fürchtet und verehret so viel Götter, als er will, liefert ihnen nach seinem Gutdünken was, und wo es ihm beliebt: wirft sich zum Schamanen, oder Zauberer und Beschwörer auf, ohne die Einwilligung und den Ruf seiner Landesleute zu erwarten. Glaube und Andacht richten sich in jeder Person nach dem verschiedenen Maaße von angebohrner Schüchternheit, und den bald größern, bald kleinern Unglücksfällen: die Opfer, die sie einem ihnen selbst nicht genug bekannten Gotte, den sie unter der Gestalt eines mit alten Lumpen umwundenen Pfahles verehren, bringen, sind gar nicht prächtig, und bestehen größtentheils, in verdorbenen Köpfen und Schwänzen von Fischen, die sie selbst nicht genießen können. Diese Sparsamkeit haben die Kamtschadalen mit allen Völkern gemein, die sich unmittelbar an ihre Götter selbst wenden, und noch keine von der Gottheit verordnete Einnehmer kennen, denen sie ihre Geschenke ausliefern, und je länger je mehr für die beschwerliche Hebung und Verwaltung der dem Himmel geweihten Schätze entrichten müssen.

Außer dem Gott Kutka sollen die Kamtschadalen noch eine Menge von bösen Geistern

fürchten, von denen sie die feuerspeyenden Berge, die heißen Quellen, und die wilden Wogen des Oceans bewohnt, und die in diesen Gegenden so fürchterlichen Ströme, Regengüsse und Ueberschwemmungen hervorgebracht glauben. Außer diesen Geistern, die sie fürchten, haben sie noch eine Menge von angebeteten Thieren, und eine jede Familie ihren Hausgötzen, den sie in der Gestalt eines in die Erde getriebenen Pflocks verehren. — Es kommt mir vor, als wenn Steller den unbestimmten Begriffen eines so rohen Volks seine eigenen Europäischen Gedanken von Geistern, Teufeln untergeschoben, oder wenigstens bey der ihm so mühseligen Behandlung der Sprache unschickliche und zu starke Ausdrücke gewählt habe.

Die Kamtschadalen bestätigen die Bemerkung, die man in der Geschichte der Menschheit so allgemein bewährt findet: daß das Elysium eines jeden Volks weiter nichts als der Inbegriff der ihm bekannten Vergnügen und Geschäffte, von allen in diesem Leben damit verbundenen Unannehmlichkeiten abgesondert, sey. Die Kamtschadalen lassen alle verstorbene Personen in glücklichen Wohnungen unter der Erde

versammlet werden, wo sie ihre Weiber, Hütten, Kleider und Geräthe eben so wieder finden, als sie sie auf dieser Welt verlassen haben, und sich auf eben die Art mit Fischen, Jagen u. s. w. als auf Kamtschatka beschäfftigen; nur mit dem Unterschiede, daß in den Orten der Glückseligkeit sich keine feuerspeyende Berge, Sümpfe, Ströme, Ueberschwemmungen, unergründlicher Schnee, und zu harte Kälte finden, und Jagd so wenig als Fischfang jemals fehlschlagen. Ihre unterirdischen Wohnungen sind weiter nichts als ein etwas verschönertes Kamtschatka, frey von den ihnen selbst an ihrem Vaterlande bemerkbaren Unbequemlichkeiten, und von quälenden Cosacken und Russen gesäubert.

Ihre loci inferi sind aber im geringsten keine Arten der Wiedervergeltung, wo die in diesem Leben gedrückte Tugend für ihre Leiden belohnt, und das auf der Oberwelt frevelnde aber glückliche Laster nach dem Werthe seiner Thaten bestraft würde. — Die Beyspiele von mehrern Nationen beweisen, daß es dem sich selbst überlassenen menschlichen Geiste sehr viele Mühe gekostet habe, das Mißverhältniß zwischen Tugend und Glück, zwischen Laster und

Elend

Elend auf dieser Erde wahrzunehmen, und von dieser Beobachtung sich zu dem, allen guten Menschen trostreichen, und allen lasterhaften schreckenvollen Gedanken zu erheben, daß jenseits des Grabes in einer bessern Welt, alle diese Ungleichheiten nach den Gesetzen der Gerechtigkeit würden gehoben werden. Selbst die Egyptier glaubten, daß allen abgeschiedenen Seelen dasselbige Schicksal bevorstünde: sie nahmen nie ein anderes Leben nach diesem irdischen an, um die unglückliche Tugend zu belohnen, und das glückliche Laster zu bestrafen: die Griechen wurden auch erst in spätern Zeiten daran gewöhnt, ihren Orcus, (ᾅδης) in Elysium und Tartarus, ein Reich der Freuden und der Quaal zu theilen, und in einer andern Welt der Tugend die hier nicht erhaltenen Belohnungen, dem Laster die auf Erden nicht erhaltenen Strafen zu verkündigen. Vielleicht würde man bey einer genauern Zusammenrechnung finden, daß die wenigsten Völker, die ein anderes Leben hoffen, dies zweyte Leben als einen zur Rechtfertigung der Gottheit nothwendigen Zustand der Wiedervergeltung angesehen haben.

Die Kamtschadalen wissen nichts von Oertern der Quaal, nichts von einer Ungleichheit

des Schicksals abgeschiedener Menschen, nach dem Verhältnisse der guten oder bösen in diesem Leben vollbrachten Thaten. Alle Handlungen, die wir Laster nennen, scheinen ihnen entweder gleichgültig und keiner Strafe werth, oder sie glauben auch, daß sie durch die nothwendig aus ihnen fließenden übeln Folgen hinlänglich bestraft würden. Alle Kamtschadalen hoffen daher in der andern Welt gleiche Seligkeiten, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen, die auf Kamtschatka arm waren, und nur wenige oder magere, kraftlose Hunde hatten, in jener Welt reich, und mit starken fetten Hunden versehen seyn werden, wenn ein hier auf Erden begüterter Mitbruder sich mit magern Hunden abquälen müsse. Auch versprechen sie demjenigen einen höhern Grad von Glückseligkeit, der sich todt oder lebendig von Hunden hat verzehren lassen. Die meisten Kamtschadalen suchen und finden daher ihr Grab in den Eingeweiden dieser ihrer Hausthiere. Merkwürdig ist die Stärke der Einbildungskraft (bey diesem rohen Volke) die ihnen die Vergnügungen ihres Lebens so nahe bringt, und sie mit einer so ungeduldigen Sehnsucht nach ihrem Genusse erfüllt, daß sie

sich

sich nicht selten durch Selbstmord, und einen vor der Zeit herbeygerufenen Tod ihres baldigen Besitzes zu versichern suchen.

Unschuld und Mangel der Kultur sind bey ihnen nicht, wie unter andern gleich wenig ausgebildeten Völkern, beysammen. Sie haben für Tugenden und Laster einen ganz andern Maaßstab, als alle übrige aufgeklärte und wilde Nationen, und scheinen den Einfluß guter und böser Handlungen so wenig als Schuld und Verdienst zu kennen. Ungeachtet sie zwey bis drey Weiber nehmen, (was bey einem so wilden und nordlichen Volke sehr auffallend ist;) so ist doch nichts gemeiner, und ungestrafter als Ehebruch und Untreue unter verehlichten Personen beyderley Geschlechts. Mit diesen Ausschweifungen verbinden sie die Unbeständigkeit der üppigsten und ausgeartetsten Völker: verlassen ihre Weiber ohne viele Umstände, ohne sich von deren Verwandten Strafe und Verantwortung zuzuziehen. Wenn man die Ungestraftheit des so häufigen Ehebruchs mit der Leichtigkeit der Ehescheidungen zusammendenkt; so muß man nothwendig schließen, daß unter den Kamtschadalen vor der Bekanntschaft mit den Russen weniger Ehe, als Gemeinschaft der Weiber gewesen sey.

So wenig verdienstlich eheliche Treue ist; so klein oder vielmehr gar nichts ist der Werth, den sie auf eine unbefleckte Jungfrauschaft setzen.

Die größte Empfehlung eines unverheyratheten Mädchens ist eine ungewöhnliche Menge von Liebhabern, denen sie ihre Liebkosungen geschenkt hat, und ein solches Mädchen hat sich um desto mehr Hoffnung auf die Liebe ihres künftigen Ehemannes zu machen, je handgreiflichere Beweise sie von ihrer Erfahrenheit in der Liebe geben kann. Der Bräutigam soll so gar der Schwiegermutter die härtesten Vorwürfe machen, wenn sie ihm die Mühe, die Blüthe der Jungfrauschaft ihrer Tochter zu brechen, aufbehalten hat.

Diese fast unglaubliche Verderbniß scheint in den Kamtschadalinnen, den sonst in Wildinnen so mächtigen Trieb der Mutterliebe gänzlich ersticket zu haben. Viele haben einen Abscheu vor dem Gebähren (so leicht es ihnen sonst auch wird) und der Auferziehung der Kinder. Diese lassen sich von alten Weibern, die in der Kunst ungebohrne Menschen zu morden erfahren sind, mit Gefahr ihres eigenen Lebens die Geburt abtreiben, und werden so wenig

nig als ihre Gehülfinnen bey diesem mörderischen Geschäffte gestraft.

Mit der größten Sorglosigkeit, und ohne die geringsten innern Vorwürfe oder äußere Strafen zu empfinden, begehen die Kamtschadalen die schrecklichsten Verbrechen: und eben diese in Lastern so kühnen, und gegen ihren Gott Kutka so freygeisterischen Kamtschadalen fürchten sich bey den unbedeutendsten Zufällen und sonst gleichgültigen Handlungen mit der Feigheit abergläubischer Dummköpfe. Große Vergehungen sind es, wenn einer den Schnee mit dem Messer außerhalb der Hütte abschabt, oder mit unbedecktem Fuße außer der Wohnung geht; in beyden Fällen entstehen heftige Sturmwinde. Wenn sie dem zuerst gefangenen Seebiber nicht gleich den Kopf abschnitten, — oder Land- und Seethiere einmal in einem Gefäße zusammen kochten; so würden sie alles Glück auf der Jagd und dem Fischfange verlohren zu haben glauben.

Auch unter diesen Vorbedeutungen und Vorurtheilen, sind wiederum einige nicht bloß lächerlich, sondern auch menschenfeindlich. Kinder, die während eines Sturms oder Ungewitters zur Welt kommen, werfen sie als un-

glücklich

glücklich gebohrne, weg: und Menschen, die ins Wasser fallen, leisten sie nicht nur gar keine Hülfe, sondern entsagen auch nachher, wenn sie sich mit genauer Noth gerettet haben, aller Verbindung mit ihnen, weil sie glauben, daß sie einmal zum Tode bestimmt waren, und also auch billig hätten sterben müssen.

Nach den sonderbaren Vorurtheilen und Unregelmäßigkeiten, die ich bisher angeführet habe, scheinen mir folgende beyde Gewohnheiten die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen. — So wenig nemlich auch das weibliche Geschlecht bey solchen Unordnungen unter ihnen geschätzt seyn kann; so läßt doch ein jeder Kamtschadale sich gefallen, seine künftige Frau durch eine Dienstbarkeit von mehrern Jahren, und überdem noch oft durch schreckliche Mishandlungen zu verdienen. Wenn ein junger Mensch sich in ein unverheyrathetes Mädchen verliebt hat; so geht er oft ohne seinen Eltern und Verwandten ein Wort zu sagen, in den Ostrog, oder die Wohnung der Familie, zu welcher seine Geliebte gehört: verrichtet mit dem größten Eifer allerhand vorfallende Arbeiten, und und giebt zuletzt den Eltern seine gute Absichten zu erkennen. Wenn diese mit der Heyrath zufrieden

zufrieden sind; so geben sie ihm nicht blos die Freyheit, sondern ermuntern ihn auch, sich der Braut bey einer günstigen Gelegenheit mit Gewalt zu bemächtigen. So bald diese aber die Anschläge eines jungen Menschen auf ihre Person merkt; so sucht sie entweder aus hergebrachter jungfräulicher Sittsamkeit, oder wenn sie ihn nicht liebt, in allem Ernste, eine jede Gelegenheit zu vermeiden, wo sie mit dem hitzigen Bräutigam allein seyn könnte: verpanzert sich zu mehrerer Sicherheit mit einer Menge alter Lumpen und Netzwerk, und hält sich so viel als möglich in der Nähe von ihren weiblichen Bekanntinnen auf, um im Fall der Noth, oder eines Angriffs sie zu Hülfe rufen zu können. Der Bräutigam läßt sich durch alle diese Vertheidigungen nicht abschrecken, lauert beständig auf günstige Umstände, und wenn er diese getroffen zu haben glaubt; fällt er unversehens mit der äußersten Gewaltsamkeit über seine Braut her, zerschneidet alle Bedeckungen, womit sie ihre geheimsten Schönheiten umwickelt hat, und wenn er es so weit gebracht hat; so darf die Braut sich nicht länger weigern, ihm alle Vorrechte und Gunstbezeugungen zuzugestehen, die ein Ehemann

von seiner Frau fordern kann. — Nicht selten aber misglücken dergleichen gewaltsame Besitznehmungen, wenn das Mädchen entweder die Grille hat, die Sittsame zu spielen, oder dem Bräutigam nicht hold ist. In solchen Fällen wehrt sie sich durch Ringen und Geschrey so lange und heftig, bis ihre Freundinnen herbeykommen, die mit vereinter Macht auf den Bräutigam losstürmen, und ihn wegen seines unglücklichen Versuchs mit nicht sanften Schlägen und Zerfetzungen strafen. Man hat mehrere Beyspiele, daß junge Leute in solchen gefahrvollen verliebten Unternehmungen ihre Gesundheit und den Gebrauch einzelner Glieder verlohren haben.

Fast eben so seltsam als diese Art zu heyrathen, war ehemals die Stiftung von Freundschaften. Wenn einer den andern um seine brüderliche Freundschaft angesprochen hatte; so lud derjenige, dem der Antrag geschehen war, den Bittenden in seine Hütte ein. Bey dessen Ankunft suchte der Wirth seiner Jurta einen unerträglichen Grad von Hitze zu geben, die durch beständiges Aufgießen mit kalten Wasser auf glühende Steine unterhalten wurde; und versah seinen Gast unterdessen mit

einer

einer Menge zubereiteter Speisen, die dieser alle, wie sie ihm vorgelegt wurden, verzehren mußte. Der Wirth nahm sich dann und wann die Freyheit, frische Luft zu schöpfen, während daß dieser in einer erstickenden Hitze dampfte, und vor Ekel und Ueberladung alles was er zu sich genommen hatte, wieder von sich gab. Schändlich wäre es gewesen, gleich bey den ersten Empörungen des Magens unterzuliegen: der Gast fraß also so lange und so viel, bis es ihm schlechterdings unmöglich war, noch etwas hinunter zu bringen, oder gar kein leerer Raum mehr übrig war. Alsdann erkaufte er sich seine Erlösung durch alle Geschenke, die der Wirth nur forderte, und mit elenden Hunden, Geräthe u. s. w. erwiederte. — Allein nicht lange nach einer solchen Freundschaftsprobe mußte der Wirth eine gleiche von seinem ehemaligen Gaste aushalten, und alles wieder ersetzen, was er zu viel genommen hatte. Durch eine solche gegenseitige Bewirthung wurde die Freundschaft so sehr besiegelt, daß ein jeder in der Folge ohne Entgelt von seinem Freunde nehmen durfte, was er brauchte, und in einem jedem Falle seines Beystandes versichert seyn konnte.

VI.

Kurze Geschichte des Nils.

Der Nil zeigte den reisenden Griechen so viele sonderbare, und von der Natur, die sie kannten, so sehr abweichende Erscheinungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn Untersuchungen über den Ursprung, und das regelmäßige Steigen dieses, dem dürren regenlosen Egypten alle Fruchtbarkeit mittheilenden Flusses, die ersten oder weitläuftigsten Abschnitte ihrer Physik ausmachten. Ueber Chaos und Weltursprung haben die griechischen Weisen nicht mehr und ungereimter gefabelt, als über den wundervollen Strom Egyptens.

Schon zu Herodots Zeiten (II. 19 – 35.) gab es eine Menge Hypothesen über die Ursache seines Aufschwellens, und der dadurch verursachten seegenreichen Ueberschwemmungen. Einige suchten sie in den Etesischen oder Ost-Nord-Ost-Winden, die dem Strome (torrent) des Nils entgegen wehen, und dadurch Stemmen der Gewässer verursachen sollten: andere glaubten, daß der von den äthiopischen Gebirgen herabschmelzende Schnee den Nil über seine Ufer treibe: andere vermutheten gar eine Gemeinschaft der unbekannten Nil-Quellen mit einem

einem noch unbekanntern Ocean. Herodot widerlegt alle diese Meynungen, und bringt zuletzt selbst eine vor, die ungereimter, als alle vorhergehenden, ist.

So sehr der Anwachs des Nils zu Herodots Zeiten Wunder und Geheimniß war; eben so unerforscht waren die Quellen desselbigen, und das Land, dem er seinen Ursprung zu danken hatte. Von allen Griechen, Egyptiern, und den übrigen Bewohnern von Afrika, die ich, (sagt Herodot c. 28.) kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, hat kein einziger die Quellen des Nils zu wissen, oder gesehen zu haben, vorgegeben. Nur ein Priester oder heiliger Schreiber der Minerva zu Sais war dreist genug, dem Herodot hierüber ein Mährchen zu erzählen, das dieser aber für weiter nichts als Egyptischen Priester Unsinn hielt: zwischen Syene und Elaphantine, zwoen Städten Oberegyptens, lägen (so sagte dieser Ehrenmann) ein Paar zugespitzte Berge, in deren Mitte sich zwo unergründliche Quellen fänden, aus denen der Nil hervorströmte. — Diese gänzliche Unwissenheit aller Egyptischen Priester in Ansehung der Quellen und des Anwachsens des Nils, zeigt nicht bloß, um dies im Vorbeyge-

hen anzumerken, wider die willkührlich angenommene große Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Kenntnisse der Egyptischen Priester, sondern auch wider die so oft vorausgesetzte Gemeinschaft und Bekanntschaft der Egyptier mit dem Innern von Afrika, besonders den Aethiopiern. — Herodot führt (C. 32) noch eine Erzählung über den Ursprung des Nils an, die sich auf bloßes Rathen gründet, und die keine Aufmerksamkeit verdiente, wenn er sie auch nicht erst aus der vierten Hand erhalten hätte.

Noch zu Diodors Zeiten waren die Quellen des Nils ganz unbekannt, und unter allen Hypothesen, die man bis dahin (I. S. 44—50.) zur Erklärung seines Aufschwellens erfunden hatte, war noch keine einzige allgemein aufgenommen, ungeachtet die wahre Ursache schon entdeckt war. Das läppischste unter allen Raisonnements, die er anführt, ist das der Egyptischen Priester S. 49. dessen Nachlesung ich allen Bewunderern der Egyptischen Mathematik und Erdkunde empfehle*). Nur Agatharchides von

*) Sie theilten die Erde in drey Zonen: in diejenige, die sie selbst bewohnten: in eine andere ihnen gerade entgegenstehende, und endlich eine dritte, die

von Knidos (S. 50.) leitete den Anwachs des Nils aus den in Aethiopien fallenden Regen her.

Zu Strabo's Zeiten zweifelte kein Mensch mehr an der Wahrheit dieser Erklärung. Die unaufhörlichen Regen und Ueberschwemmun-

die beyde von einander scheide, und ganz unbewohnbar sey. Die beyden erstern waren ihrer Meynung nach sich ganz ähnlich; sie unterschieden sich bloß darinn, daß die Jahrzeiten sich in ihnen stets entgegen gesetzt wären. Sie nahmen an, daß der Nil aus dem ersten Erdgürtel durch den zweyten in den ihrigen fließe, und daß eben daher die Quellen des Nils unbekannt seyn und bleiben würden, weil man, um zu ihnen zu kommen, eine durchaus nicht bewohnte, Menschen feindselige, Zone durchwandern müßte. — Die Egyptier müssen nicht bloß mit Abyßinien, sondern auch mit dem südlichern Arabien unbekannt gewesen seyn. Auch hier fallen während der nassen Jahrszeit häufige, wiewohl nicht so lange anhaltende Regen, als in andern heißen Ländern. (Niebuhrs Reisebeschreibung S. 125. 327.) Es entstehen Ströme, wo vorher keine waren: und andere, die nie ganz austrocknen, überschwemmen und düngen, wie der Nil in Egypten, die ihren Ufern nahe liegenden Gefilde. Eine solche Unwissenheit, als die Egyptische, wäre unbegreiflich, wenn sie unter ihren eigenen Königen nur das rothe Meer der Länge nach beschifft hätten.

gen in Aethiopien waren durch die Schifffahrten der Ptolemäer auf dem rothen Meere, durch ihren Handel, an den Küsten und in dem Innern von Afrika außer Zweifel gesetzet worden; nur geht Strabo in der Angabe des ersten Griechen, der die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils aus der wahren Ursache erklärte, vom Diodor ab. Einige behaupteten zu Strabo's Zeiten, (1139.) daß Kallisthenes diese Entdeckung vom Aristoteles erhalten habe; andere leiteten sie bis zum Thrasyalkus aus Thasus, ja so gar bis zum Homer hinauf. Zu Strabo's und Augusts Zeiten waren also die wahren Ursachen des wunderbaren Steigens der Nilgewässer allgemein bekannt: allein seine Quellen wußte noch immer weder Grieche noch Egyptier: man suchte sie so gar in den äußersten Gränzen Mauritaniens (1182. Seite.)

Die Entdeckung der Nilquellen war den eifrigen Jesuiten vorbehalten, die im Anfange des letzten Jahrhunderts Aethiopien oder Abyßinien zu bekehren, und die Einwohner dieses Landes in den Schooß der katholischen Kirche zu versammlen sich vorsetzten. Peter Päiz ein Portugiesischer Jesuit, war der erste Europäer, der 1618 den Nil bey seinem Ursprunge sah

(Lobo

(Lobo Voyage historique d' Abissinie p. 266.) Er entspringt, den Zeugnissen dieses Jesuiten und des Pater Lobo zu folge an dem Fuße eines kleinen Berges in der Provinz Sacahala, des Königreichs Gojam, aus zwoen Hauptquellen, die ungefähr vier Palmen im Durchschnitt haben, und einen Steinwurf von einander entfernt sind. Die ganze Gegend umher ist morastig und so beweglich, daß man allenthalben mit einem starken Tritte Wasser aus der Erde hervorquillen machen kann. Noch bis jetzt sind die Länder, die der Nil durchläuft, bis er in Egypten kommt, deren Bewohner, und alle Krümmungen dieses Flusses nicht genug bekannt. Was davon entdeckt ist, steht beym Lobo (S. 132. und 267. S. u. f.) Man vergleiche hiemit Maillet Description de l'Egypte p. 40.

So wohl diese Portugiesen als diejenigen, welche Maillet (S. 54.) während eines sechzehnjährigen Aufenthaltes in Egypten frug, sagten alle übereinstimmend, daß es in etwa drey Monathen, in welchen der Nil in Egypten zu steigen anfange, in Aethiopien fast unaufhörlich regne, daß das Wachsthum des Nils von der Dauer und Heftigkeit des Regens im

Innern von Afrika abhänge, und daß eben aus den in den Nil zusammenstürzenden Regengüssen die Fettigkeit und Trübheit seiner Gewässer erklärt werden müsse.

Man glaubte schon weit gekommen zu seyn, als man die Quellen des Nils, und die wahre Ursache seines jährlichen Steigens entdeckt hatte: die meisten hielten aber doch den anhaltenden Regen in Aethiopien und das dadurch verursachte Aufschwellen des Nils für etwas diesen Ländern ganz eigenthümliches. Sie wußten nicht, was ein vortrefflicher Reisebeschreiber des verflossenen Jahrhunderts am besten aus einander gesetzt hat. (Dampier Voyages autour du monde Vol. II. Ch. 7. p. 356.) Daß es im heißen Erdgürtel eigentlich nur zwo Jahrszeiten gebe, die trockne und nasse, die die Europäer oft, aber sehr uneigentlich Sommer und Winter nennen: daß diese Jahrszeiten in den Ländern, die im heißen Erdgürtel liegen, eben so entgegengesetzt sind als die Pole, denen sie sich nähern: daß man in eben den Monathen, in welchen in heissen Ländern nördlicher Breite unaufhörliche Regen fallen, das schönste trockenste Wetter in den heissen Ländern, die unter eben dem Clima Grade, aber südlicher Breite liegen, habe.

In

In allen Ländern, die vom 1 bis 23 Grade nördlicher Breite liegen, fängt die nasse Jahrszeit im April und May an, und dauert unter nie lang aufhörenden Regengüssen bis in den November oder Anfang des Decembers fort. Alle Ströme fangen, wie der Nil in Aethiopien und Egypten an zu schwellen, und mit eben den Folgen und Erscheinungen über ihre Ufer zu treten, als der Nil es in Egypten thut. — Am Ende des Novembers hebt sich die trockne heitere Jahrszeit an, und geht ununterbrochen bis in den Anfang des Aprils fort. Während dieser Monathe werden alle Flüsse immer kleiner und kleiner, und verschwinden fast bis zum gänzlichen Austrocknen. — In den heissen Ländern südlicher Breite finden sich Regen und Ueberschwemmungen von eben der Dauer, nur in den entgegengesetzten Monathen ein. Mit Recht konnte also Dampier (III. 41.) der diese nasse Jahreszeiten in mehrern Gegenden von Asien und Amerika erlebt hatte, sagen, daß die Ueberschwemmungen des Nils kein Egypten allein eigenthümliches Wunder sey.

Der Nil fängt (Maillet p. 57. u. f.) im April schon an zu steigen, nachdem er während der vor-

vorhergehenden sechs Monathe oft bis auf einige Cubitus, oder Picken ausgetrocknet ist. So bald sein Anwachs am Ende des Monaths bemerkt wird; verfügt sich jemand aus einer seit mehrern Jahrhunderten dazu verordneten Familie zum Nilmesser, (Mikias, von dem Maillet S. 66. Pocock Vol. p. 29. und Norden auf der 23. 25. 26. Kupferplatte Grundrisse liefern) und zeichnet in einer öffentlichen authentischen Urkunde die Tiefe des Nils vor seinem merklichen Anwachs auf *). Vom Ende des Aprils bis zum 29 Jun. steigt er gewöhnlich um 8 bis 9 Cubitus, an welchem Tage man zum zweyten male den Anwachs des Nils in

*) Es ist ohne Zweifel ein Versehen, wenn Herr Niebuhr (S. 125. seiner Reisebeschreibung) sagt: daß der Nil erst in der Mitte des Junius zu steigen anfange, und in den ersten Tagen eben dieses Monaths des folgenden Jahres am tiefsten gesunken sey: — ferner, daß die Egyptier allgemein glauben, (doch sagt Pocoke eben dasselbe p. 199. Vol. 1.) daß in der Nacht vom 17 bis den 18 Jun. der Nil in Aethiopien zu steigen anfange, oder daß, wie man sich ausdrückt, der Tropfen falle. S. 128. Maillet so wohl als Schaw (Travels 435. p. Norden p. 82.) sagen, daß er in der Mitte dieses Monaths nicht erst zu wachsen anfange, sondern schon sehr merklich um 8 oder 9 Cubitus gestiegen sey.

in einer authentischen Schrift aufzeichnet. Von diesem Tage fångt man zuerst an, das Steigen desselben dem Diwan, und nachher der Stadt Cairo bekannt zu machen, mit welcher Ankůndigung man alle Morgen so lange fortfåhrt, bis er diejenige Hőhe erreicht hat, an welcher man den großen Kanal bey Cairo erőffnen, und dem Wasser ůber ganz Egypten einen freyen Lauf lassen muß.

Wåhrend des Steigens des Nils sind alle Bewohner Egyptens nur allein hierauf aufmerksam, und nach den Verånderungen des Flusses in einem beståndigen Uebergange von Hoffnung zur Furcht, und von Furcht zur Hoffnung. Das Wachsthum darf nur ein wenig zőgern, so stůrzt sich eine unzåhlige Menge Volks aus den Thoren von Cairo an die Ufer des Nils hinaus, und giebt mit der ångstlichsten Aufmerksamkeit auf dessen kleinste Bewegungen Acht. Allgemeines Schrecken verbreitet sich bey der Wahrnehmung der geringsten Verminderung der Nilgewåsser, wie Land und Ufer von Freudengeschrey widerschallen, wenn sein Zunehmen merklich und sichtbar ist.

So bald der Nil die Höhe von 16 Cubitus *) erreicht hat; so wird davon eine Urkunde in Gegenwart des Pascha verfertigt: und alle große und kleine Pächter des Großherrn sind verbunden, für das folgende Jahr zu bezahlen, und ein Drittel der Summen zu pränumeriren. Kommt hingegen der Nil nicht bis zu sechzehn Piken; so sind alle Ländereyenpächter davon befreyet die gewöhnlichen Pachtgelder zu entrichten.

Wenn die erfreuliche Nachricht dem Pascha und den Einwohnern der Stadt bekannt gemacht wird; so erhebt sich jener (Norden 18. Platte Maillet 72. S. Hasselquist S. 91.) mit einem prächtigen Gefolge an die Mündung des großen Kanals zwischen Alt- und Neu-

Cairo,

*) Die Größe dieses Maaßes (Cubitus, Peek, Dra) ist nicht gehörig bestimmt. Maillet setzt diese Egyptische Elle auf 2 Konigl. Franz. Fuß: Schaw p. 434. 435. auf 25 Englische Zoll. Die Zeit, wann der Nil bey Cairo die Höhe von 16 Picken oder Dra erreicht, ist alle Jahre verschieden. Schaw auf der angeführten Seite liefert ein merkwürdiges Verzeichniß von einem Italiäner Gabrieli, der während 30 Jahre jedesmal den Tag genau bemerkt hatte, wann der große Kanal in Cairo durchgegraben worden. Man sehe auch Pococke Vol. I. p. 158.

Cairo, der beym Anfange des Steigens des Nils mit einem Damme verwahrt wird. Der Pascha selbst wirft eine eiserne Schaufel in diesen Erddamm: so gleich fangen Türken, Juden und Kopten, denen diese Ehre gemeinschaftlich zukommt, an, ihn unter einem allgemeinen Freudengeschrey zu durchgraben, und das Nilwasser in den Kanal und durch den Kanal über die Fluren zu leiten. — Dergleichen Feyerlichkeiten hat man in alten und neuern Zeiten, unrecht für, dem Nil, als einer würklichen Gottheit, gefeyerte Feste angesehen.

VII.

Abhandlung über den Thierdienst der Egyptier, und die wahrscheinlichen Ursachen seiner Entstehung und Erweiterung.

Man sagt etwas sehr bekanntes, wenn man behauptet, daß die ältesten Egyptier vor ihrer gänzlichen Vermischung mit andern Völkern sich in Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Gesetzen, Verhältniß und Unterordnung der Stände von allen übrigen Völkern der alten und neuen Welt unterschieden haben, und daß sie in allen diesen Stücken etwas ihnen ganz allein eigenthümliches hatten, was man bey andern Nationen entweder gar nicht, oder doch nicht so, als bey ihnen, antrifft. Vielleicht aber wäre es kein so bekannter Gemein-Ort, wenn man sagte, daß unter allem, was in Egypten merkwürdiges war, nichts so viele auffallende Sonderbarkeiten hatte, als ihre Religion; und daß von allen Bestandtheilen derselben, ihren Festen, Opfern, Geißelungen, heiligen Processionen und Fasten keiner wiederum so charakteristisch ist, und die Egyptier von allen übrigen Völkern so sehr auszeichnet, als der unter ihnen aufgenommene Thierdienst, dessen originale und oft unbegreifliche Ungereimtheit ich

ich jetzt aus den alten Schriftstellern auseinander setzen werde.

I. Die Egyptier hielten ihre einländischen Thiere, nicht blos wie andere Völker die ihrigen, für heilig, enthielten sich nicht blos von dem Schlachten derselben, zu ihrem eigenen oder heiligen Gebrauche; sondern verehrten sie als würkliche Götter, als Wesen, von denen sie durch übernatürliche Wege vieles zu hoffen oder zu fürchten hatten, errichteten ihnen als solchen, Tempel, verordneten ihnen Priester und Priesterinnen, brachten ihnen, wie der Isis und dem Osiris Opfer, und erflehten von ihnen Segen für ihre Kinder. Alle Nationen hatten und haben noch jetzo heilige, geweihte Thiere, deren Erwürgung entweder Todsünde, oder doch nur unter dem Titel eines der Gottheit dargebrachten Opfers erlaubt war. Die Perser heiligten, als ehemalige Nomaden, das Pferd; die Indianer die Kuh; andere Morgenländische Nationen den Elephanten; fast alle Wilden von Afrika und Amerika andere ihren Gegenden eigenthümliche Thiere. Selbst unter dem Pöbel fast aller christlichen Nationen ist das Vorurtheil von der Heiligkeit oder doch Unverletzlichkeit gewisser Thiere noch

immer so sehr verbreitet, daß man in vielen Gegenden in Gefahr wäre, durch die Tödtung einer Schwalbe oder eines Storchs sich den Vorwurf von Religions-Spötterei und Ruchloßigkeit zuzuziehen. Die Griechen hatten selbst eine Menge heiliger den Göttern gewidmeter Thiere, (sagt Plut. de Is. et Os. 379. 380. S.) Die Taube war der Venus, die Schlange (δράκων) der Minerva, der Raabe dem Apollo, der Hund der Diana heilig: Die Thessalier hatten es zum Gesetz gemacht, den Ruchlosen zu fliehen, der einen Storch umbringen würde, weil dieser ihr Erretter gegen die Fortpflanzung und Vermehrung des Schlangen-Geschlechts war: allein demohngeachtet (fährt er fort) haben die Egyptier durch die göttliche Verehrung ihrer Thiere nicht bloß zu unzähligen Spöttereien selbst den Griechen Anlaß gegeben, sondern haben auch dadurch bey schwachen leichtgläubigen Gemüthern den Aberglauben, bey stärkern und kühnern Seelen hingegen, die Gottlosigkeit des Unglaubens vermehrt. Schon Xenophanes, das Haupt der Eleatiker, fand diesen Thierdienst und besonders das Trauern bey ihrem Hintritte so widersinnig, daß er sich des Staunens nicht erwehren

wehren konnte, wie die Egyptier ihre Thiere betrauren könnten, wenn sie sie für Götter hielten, oder wie sie dieselben für Götter zu halten im Stande wären, da sie ihnen doch betrauenswerth schienen.

II. Die Egyptier heiligten nicht blos Eine oder einige Thiergattungen. Fast alles, was in Egypten lebte und webte, war, wo nicht in ganz Egypten, doch wenigstens in einigen Distrikten entweder Gott, oder wegen naher Verwandschaft mit Götterthieren heilig. Alle Theile der Natur, Himmel, Erde, und Wasser gebahren und nährten Götter; alle Elemente waren mit Göttern oder heiligen Wesen bevölkert. Man betete fast alle vierfüßigen Thiere vom Löwen bis zur Maus, unter den Vögeln des Himmels vom Adler bis zum Storch, so gar Gewürme und Schlangen, und unter den dummsten aller lebenden Geschöpfe einige Fischarten an (Her. II. 65—75. c.) Nothwendig mußte vom alten Egypten im strengsten Verstande wahr seyn, was Petronius vom Italien seiner Zeit sagte, daß es mehr Götter als Menschen nähre. Der sonst so stolze Herr der Schöpfung scheint sich hier freiwillig zum Sclaven der Thiere erniedrigt zu haben. Es ist noch

immer zu verwundern, daß das an Göttern so reiche Egypten nicht ärmer an Menschen war, und daß jene, die größtentheils sehr gefräßig waren, ihren Verehrern nicht endlich Nahrung und Platz nahmen.

III. In der Vergötterung ihrer Thiere, oder wenigstens in den Graden von Heiligkeit, die sie ihnen zugestanden, scheinen sie ohne alle Vernunft zu Werke gegangen, und von plötzlichen Stößen der Phantasie geleitet zu seyn. Sie heiligten nicht blos nützliche Thiere, und zwar nach dem kleinern oder größern Maaße von wahrer oder eingebildeter Nützlichkeit, sondern brachten selbst den Ungeheuern ihres Landes, den Verderbern ihrer Fluren und Aecker, und dem Fresser ihrer Kinder Weihrauch und Opfer. Nicht blos Adler und Wölfe, sondern Krokodille und Nilpferde wurden, freilich nicht im ganzen Lande, aber doch in verschiedenen Gegenden mit eben so großer Andacht und Innbrunst angebetet, als Isis, Osiris, Apis, und die nützlichsten Thiere in dem übrigen Egypten verehrt wurden. Auf der andern Seite verabscheuten und verfluchten sie entweder aus phantastischen oder ganz unerklärlichen Gründen andere Thierarten, deren Nützlichkeit, wo nicht

nicht Unentbehrlichkeit, außer allem Streit ist, und noch jetzo in ganz Egypten erkannt wird. Esel, die nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Reisebeschreiber nirgends von besserer Art sind als in Egypten, und auch nirgends mehr gebraucht werden, wurden für unrein, und unheilig gehalten, weil sie eine röthliche dem Typhon ähnliche Farbe hatten. An den Festen des Osiris (Plut. p. 362. 63.) mußten die Geweihten schwören, ihnen kein Futter zu reichen; man stürzte so gar an gewissen Tagen diese nützlichen Thiere von Anhöhen herunter. Der allgemeine Abscheu vor Schweinen gieng bis zur Schwärmerey, und verbreitete sich bis auf ihre Hüter. (Herod. II. 47.) Man durfte jene nicht einmal berühren, vielweniger essen; ihre Unreinigkeit wurde für ansteckend gehalten, und man mußte daher, wenn man sie nur unvorsehends im Vorbeygehen berührt hatte, mit allen Kleidern im heiligen Flusse diese Unsauberkeit abspülen. Und doch waren ungeachtet des schweren auf diese Thiere ruhenden Fluches so zahlreiche Heerden von Schweinen in Egypten, daß ihre Hirten eine eigene Zunft, eine für sich bestehende Klasse von verworfenen Bürgern ausmachen konnten.

Diese armen Leute waren wegen ihrer Beschäfftigung so verhaßt, daß sie allein von der Besuchung der Tempel und allen Familienverbindungen mit den übrigen Egyptiern gänzlich ausgeschlossen, und fast aller Vorzüge eingebohrner Egyptier beraubt waren. Allen menschlichen Vermuthungen nach hätten bey einer solchen allgemeinen Verabscheuung der Schweine, bey einem solchen eingewurzelten in Unterdrückung ausartenden Haß gegen ihre Hüter, beyde allmälig in Egypten aussterben müssen; sie dauerten aber nicht blos fort, sondern die letztern wurden so gar zur Eintretung des Saamens in die Aecker gebraucht (Her. II. 14.). Wahre oder anscheinende Widersprüche, dergleichen man nur in Egypten vermuthen kann!

Man schlachtete, — und opferte dies Vieh gleichfalls, aber nicht allen Göttern, sondern nur dem Osiris und der Isis, und zwar am Tage des Vollmondes. An dem Feste der Isis aß man so gar von ihrem Fleische, nachdem man vorher den Schwanz und die Niere, mit dem aus dem Thiere herausgezogenen Fett umwickelt, verbrannt hatte. An den Festen des Osiris (c. 48.) schlachtete man gleichfalls bey den feyerlichen Mahlzeiten Schweine, die man

man aber doch, ohne etwas davon zu essen, dem Schweinhirten, von dem man sie gekauft hatte, wieder zurückgab. — Alle in dieser Erzählung enthaltene Data, daß man Schweine, nur der Isis und dem Osiris, keinen andern Göttern geopfert, nur an deren Festen, und sonst niemals, gegessen habe, würden es höchst wahrscheinlich machen, daß der Abscheu dieser Thiere, und der Wahn ihrer Unreinigkeit gleichfalls in einem frommen aus einer heiligen Sage (ἱερος λογος) entstandenen Vorurtheile seinen Grund habe, wenn Herodot, der aber hier, wie sonst an vielen Stellen, den Geheimnißvollen macht, es auch nicht gestünde.

Für gewisse Leute, die alles bis auf die lächerlichsten Vorurtheile und Priester-Fabeln in Systeme bringen, und verjährte in den Zeiten der Unwissenheit entstandene National-Grillen aus tiefen Kenntnissen der Natur und Arzneykunde erklären, würde kein Gedanke natürlicher seyn, als dieser: daß dieser Abscheu vor Schweinen von weisen Gesetzgebern und Priestern unter der Nation verbreitet worden, indem sie bemerkt, daß das Fleisch dieser Thiere nicht nur unverdaulich, besonders in so heißen Gegenden sey, sondern auch Aussatz, Scorbut,

und andere Hautkrankheiten erzeuge: — daß diese großen Männer deswegen die Gesundheit ihrer Unterthanen durch heilige Vorurtheile zu erhalten gezwungen worden, da sie daran verzweifelt hätten, durch bürgerliche Gesetze das richtige Maaß in dem Genusse dieser Speise bestimmen, und schädliches Uebermaaß verhüten zu können. — Solche Raisonnements sind hinreißend, besonders wenn man sie zum ersten mal hört; allein sie arten auch sehr leicht in bloße Formeln aus, aus denen man alles, wenigstens mehr erklärt, als daraus erklärt werden sollte. Man kann sowohl wider die Schädlichkeit des Schweinefleisches in heißen Gegenden, als wider die Ableitung des Abscheus der Egyptier aus diätetischen Gründen, sehr wichtige, auf unläugbare Erfahrungen und Geschichte gegründete, Zweifel vorbringen.

So wenig die göttliche Verehrung schädlicher, und die Verabscheuung sehr nützlicher Thiere bey den Egyptiern aus vernünftigen politischen Gründen zu erklären ist, eben so wenig, glaube ich, läßt sich ohne Zwang der allgemeine Glaube der Egyptier an die Unreinigkeit der Schweine, und die Enthaltung von ihrem Fleische aus einem, durch diätetische

Gesetzgeber erdichteten religiösen Vorurtheile begreiflich machen. Man thut in der That den Egyptiern und mehrern alten Völkern zu viel Ehre an, wenn man einen jeden Wahn in den Gränzen der Vernunft und gesetzgebenden Weisheit aufsucht, jede Thorheit als die Geburt der erhabensten Weisheit ansieht, und es undenkbar findet, daß ein solches Volk, dessen Religion und Kunstwerke die wildeste, ausschweifendste Phantasie verrathen, keiner lautern, weder in Politik noch Diätetik gegründeten Vorurtheile fähig gewesen sey. Man kann unmöglich einen starken Glauben an ihre tiefen Kenntnisse in der Diätetik, und die so oft und so willkührlich vorausgesetzten tiefen Prüfungen aller heilsamen und schädlichen Eigenschaften ihrer Nahrungsmittel gewinnen, wenn man bedenkt, daß der größte Theil der Nil-Bewohner von frischen oder gedörrten und gesalznen Fischen lebte, daß man in einigen Theilen Egyptens das gewiß nicht zarte Fleisch von Krokodillen, (Her. II. 69.) allenthalben aber das in heißen und unbeschatteten Ländern selten sehr gesunde Rindfleisch genoß, daß endlich so gar Priester und Könige sich von Gänsen und kraftlosem durch Kunst erzwungenen

Haus-Geflügel nährten. Wenn die Egyptier, wie die angeführten Data außer Zweifel zu setzen scheinen, so wenig vorsichtig in der Wahl ihrer Speisen waren; so konnten sie es in der Verwerfung derselben gleichfalls seyn.

Allein auch die eingebildete Schädlichkeit des Schweinefleisches in heißen Ländern ist nichts als Vorurtheil, das durch die bewährtesten Reisebeschreiber übern Haufen geworfen wird. Im Gegentheil scheint unter allen Thieren, von denen der Mensch sich nährt, keines in heißen Ländern wegen des Reichthums der vegetabilischen Natur mehr zu gedeihen, als eben das Schwein; keines wird im heißen Erdgürtel häufiger wild gefunden, so allgemein von allen der Mittagslinie sich nahenden Völkern gegessen, keins so sorgfältig fortgepflanzt, und so gesund befunden als dies. Auf den großen und kleinen Antillischen Inseln gehört ein wildes Schwein (cochon marron) zu den delicatesten Speisen: auf St. Domingo schrieben die Aerzte dem P. Labat in einer Krankheit das Essen des Schweinefleisches als der gesundesten Nahrung vor, da sie ihm sonst eine Enthaltung von allen übrigen animalischen Speisen auflegten. Eben so allgemein ist der Genuß des

Schwei-

Schweinefleisches in den heißesten Gegenden des festen Amerika, noch mehr auf allen Inseln der Südsee, des Archipelagus St. Lazari, und der großen Eylande des Indischen Oceans. Kein Seefahrer landete je an irgend eine, in diesen Meeren liegende, und von Menschen bewohnte Insel, wo Schweine nicht immer die Hauptnahrung, oft die einzige aus dem Reiche der vierfüßigen Thiere ausmachten, und dem elenden, durch Scorbut und andere Seekrankheiten fast ganz aufgeriebenen Schiffsvolke die wohlschmeckendste und zugleich heilsamste Nahrung hergaben. Die Ursachen davon sind sehr begreiflich: sie werden nicht eingesperrt wie bey uns, sind weder der freyen Luft noch Bewegung beraubt, werden nicht gemästet *), sondern essen die wohlriechendsten und gesundesten Früchte und Kräuter, die die wärmern, nicht dürren Gegenden in so großem Ueberflusse hervorbringen, und, ohne faules schädliches Fett, das saftigste und gesundeste Fleisch ansetzen. Egypten ist, Cocus Wälder und deren küh-

*) Aus eben diesen Ursachen sind die Schweine in China fruchtbarer, und geben eine gesundere Nahrung her als bey uns. Osbecks Reisen S. 246. u. 546. S. Eckebergs Bericht von der Chinesischen Landwirthschaft.

kühlende Schatten ausgenommen, den eben genannten Ländern fast ganz gleich; ich zweifle daher im geringsten nicht, daß Schweinefleisch dort eine eben so gute Nahrung abgegeben hätte, wenn dies Land nicht fast immer von Schweinehassern wäre bewohnet worden.

IV. Aus den göttlichen Thiergeschlechtern wurde nur ein einziges Individuum entweder nach unbestimmten Zeichen, wie der Apis, oder ohne Merkmal, blos durch Zufall, zur wirklichen National- oder District- Stadt- und Dorf-Gottheit erwählet, als eine solche ausgerufen, in die bestimmten Tempel gebracht, von heiligen Männern und Weibern gewartet und gemästet, kurz in den Besitz aller der Vorzüge gesetzt, die man würklichen Gottheiten wiederfahren ließ. — Alle übrigen Thiere derselben Art waren nur heilig. Einer solchen selbst erwählten Gottheit wurde nicht allemal in ganz Egypten gehuldiget, und eben so wenig die Unverletzbarkeit ihrer übrigen Mitbrüder allgemein erkannt. Aber auch selbst die Unverletzbarkeit der in ganz Egypten ohne Widerrede für heilig erkannten Thierarten, hatte mehrere Grade, wie aus den jetzt anzuführenden Zeugnissen der bewährtesten Geschichtschreiber erhellen wird.

Alle Schriftsteller, die vom Thierdienste der Egyptier reden, gestehen einmüthig, daß es einige allerheiligste, von allen Egyptiern für unverletzbar erkannte, Thiere gegeben habe; sie stimmen aber in der Anzahl und den Namen dieser Thiere nicht überein. Herodot nennt (II. 65.) die Ibis und den Habicht. Diodor (S. 94. I. Edit. Wessel.) die Katze und Ibis; Strabo (XVII. S. 1166. 1167. Ed. Almelov.) mehrere, als diese: von den Landthieren den Ochsen, den Hund, und die Katze; unter den Vögeln die Ibis und den Habicht; unter den Fischen den Oxyrinchus und Lepidotus. Strabo hat in dieser Stelle drey, und wenn man ihn noch so sehr entschuldigt, wenigstens ein paar Fehler begangen. Denn erstlich sagen alle Schriftsteller, daß man Ochsen und Stiere in ganz Egypten gegessen und geopfert habe; entweder verstand er also unter βȣν den Apis vorzugsweise, oder das Kuhgeschlecht, von dem Herod. II. 4. und Porphyr (de Abst.) dergleichen versichern; oder er hat auch, wenn beyde Bedeutungen seiner Meynung entgegen seyn sollten, etwas der ganzen Geschichte widersprechendes gesagt. Zweitens erzählt Plutarch (S. 386.) in einer Stelle, die ich nachher noch brau-

brauchen werde, als eine zu seiner Zeit vorgefallene Geschichte, daß die Lykopoliten und Oxyrinchiten gegen einander in Krieg gerathen wären, weil jene den unter den letztern für Gott und heilig erkannten Fisch gegessen, und diese wiederum zur Vergeltung den, jenen heiligen, Hund geschlachtet hatten. Beide also weder der Oxyrinchus noch der Hund konnten in ganz Egypten für unverletzbar gehalten werden.

Von diesen durch ganz Egypten verehrten Thieren nun waren einige in einem so außerordentlichen Grade heilig, daß selbst ihr unvorsetzlicher Todtschlag mit unvermeidlichem Tode bestraft wurde. Dies sagt Herodot II. 65 und bestätigt Diodor. S. 94. nicht blos durch sein Zeugniß, sondern auch durch eine merkwürdige Begebenheit, die zeigt, wie sehr der schwärmerische Enthusiasmus für diese Thier-Gottheiten bey den Egyptiern alle übrigen Betrachtungen und Leidenschaften überwogen habe. In dem kritischen Zeitpuncte, als Ptolemäus Auletes noch nicht zum Freunde und Bundsgenossen des Römischen Volks erwählt und aufgenommen war, und ganz Egypten, weit entfernt Ursache zum Mißvergnügen oder zur Erbitterung zu geben, sich angelegen

seyn

seyn ließ, einem jeden aus Italien ankommenden Fremdling mit der äußersten Höflichkeit zu begegnen, waren doch weder die allgemeine Furcht vor den Römern, noch die Königl. Bedienten stark genug, einen Römischen Soldaten, der ohne Vorsatz eine Katze getödtet hatte, gegen die Wuth des rasenden Pöbels, und einen grausamen Tod zu retten. — Ich sage dies, setzt Diodor hinzu, nicht vom Hörensagen, sondern als einen Zufall, den ich selbst erlebt habe.

Wenn ein Egyptier (Diod. l. c.) eine todte Katze oder Ibis irgendwo antraf; so blieb er in einer großen Entfernung stehen, und fieng ein klägliches Jammergeheul an, um dadurch seine Unschuld so wohl, als die Entdeckung eines solchen todten Thieres bekannt zu machen. Dergleichen Fälle konnten nicht selten seyn, und man kann leicht vermuthen, wie sehr dadurch nie aufhörende Schrecken unter diesem abergläubischen Volke erhalten worden, und wie oft selbst unschuldige Männer durch die List ruchloser Betrüger in beschwerliche gerichtliche Untersuchungen oder wohl gar Lebensgefahren gerathen mußten.

Bey aller ihrer rasenden Schwärmerey waren die Egyptier auch hier wieder nicht von den sonderbarsten Widersprüchen frey. Der Apis war würklicher National-Gott, den das ganze Volk anbetete, bey dessen Geburt und Wahl ganz Egypten eben so ausschweifend frolockte, als es bey seinem Tode trauerte. — Ferner waren (II. 41.) Kühe in Egypten so heilig, daß man sie nicht einmal opferte, und kein rechtgläubiger Egyptier zu Herodots Zeiten das Herz gehabt hätte, einen Griechen, der sich gar kein Gewissen daraus machte, sich an diesen heiligen Thieren zu vergreifen, zu küssen, oder das geringste von dessen Geräthe zu brauchen; und doch schlachtete man ohne weiteres Bedenken die Mitbrüder und Verwandten des großen Gottes Apis, der doch aus ihrem Mittel gezeugt und gewählt war, und die Ehemänner der weiblichen Heiligen. — Alte Katzen gehörten mit zu den allerheiligsten Thieren, deren unwillkührliche Ermordung als Todsünde bestraft wurde; und doch waren die Egyptier dreist und ruchlos genug, die junge Brut, oder Götter-Abkömmlinge, ohne weitere Umstände zu ersäufen oder zu erwürgen. (Her. II. 66.) Hume, um dies im Vorbeigehen zu bemerken,

muß

muß diese Stelle, so wenig als sein französischer Uebersetzer und Commentator gekannt haben, weil beide (Hist. Naturelle de la Religion p. 92. 178.) von dieser Ermordung junger Katzen als von einer wahrscheinlichen oder vielmehr durchaus nothwendigen Sache reden, wenn ganz Egypten nicht mit lauter Katzen hätte bevölkert werden sollen *). Hume sagt sehr richtig, daß die Gewohnheit, die Religion nach zeitlichen Vortheilen zu beugen, eine der frühesten Erfindungen sey.

So außerordentlich die Vorzüge waren, die man diesen Thieren in ihrem Leben zugestand; so groß waren die Ehrenbezeugungen, die man ihnen selbst nach ihrem Tode erwies, und die den Griechen die Meynung beibrachten, daß die Egyptier so gar (Diod. S. 93.) diese todten Götter anbeteten, oder doch verehrten. Wenn eine Katze eines gewaltsamen Todes starb, z. E. in einem Brande ihr Leben einbüßte, so trauerte ganz Egypten über ein solches fürchterliches Unglück, das sie aber mit dem Verluste ihres

Lebens,

*) Man hatte noch ein Mittel, die gar zu große Vermehrung dieses Götter-Geschlechts zu verhindern: man schloß die Alten zur Zeit der Brunst ein.

Lebens, oder doch ihrer Güter abzuwenden suchten (Her. II. c. 66.) Eben so heftig, aber nicht so allgemein war die Trauer, wenn eine Katze oder ein Hund eines natürlichen Todes starb (67 c.) im ersten Falle schoren alle Hausgenossen die Augenbraunen, im andern Falle den ganzen Körper ab: und hieraus sollte man schließen, daß alle Einwohner beständig hätten kahl und geschabt seyn müssen, weil diese Thiere sehr kurzlebend sind, und wahrscheinlich schon eine frische Schur vorgenommen werden mußte, ehe die Haare von der letztern ihre ehemalige Länge wieder erreichen konnten. Ein Egyptier kam aber bey dem Hintritte eines solchen heiligen Thiers nicht blos mit dem Verluste seiner Haare davon; alle eß- und trinkbare Sachen, Korn- und Weinvorrath wurde unrein, befleckt oder wenigstens zum Gebrauch des Besitzers untüchtig (94. S. Diod.): eine thörichte Gewohnheit, die einem unschuldigen Manne sehr kostbar werden werden mußte, so lange nicht eine große Anzahl von Fremden sich in Egypten niedergelassen hatte. Den Leichnam eines solchen verstorbenen Thiers (Diod. l. c.) trug man unter dem kläglichsten Gewinsel zu den Einbalsamierern, ließ demselben

ben

ben durch die köstlichsten Specereyen eine in Egypten so sehr gewünschte Dauerhaftigkeit geben, legte ihn in köstliches Leinewand, und schloß ihn alsdenn in heiligen Krügen oder Kisten (θηκαις) ein. Hierauf wurden diese heiligsten Thiere nicht in den Familien-Begräbnissen der Egyptier beigesetzt; sondern alle nach einer ihnen allein bestimmten heiligen Stadt zusammen gefahren. Alle Katzen wurden nach Bubastis; die Störche (Her. I. 67.) nach Hermopolis; die Geyer nach Buto gebracht. Noch nicht von allen diesen drückenden Ausgaben ermüdet, brachten die reisenden Egyptischen Pilgrimme so gar aus andern Ländern todte Katzen mit, um ihnen in ihrem Vaterlande eine gebührende ehrenvolle Beerdigung verschaffen zu können.

Auch bey diesen Begräbnissen der Thiere fielen die Egyptier in einen Widerspruch, der einem jeden befremdend scheinen muß, welcher durch das bisher gesagte mit ihrer Denkungsart bekannt geworden ist. Die Kühe, die sie unter allen nach dem Geständnisse des Herodots am meisten, und in ganz Egypten allgemein, verehrten, stürzten sie nach ihrem Tode in den Fluß, ohne sich um diese der Isis ge-

heiligte Leichname weiter zu bekümmern. Die Ochsen hingegen, die gar nicht heilig waren, in ganz Egypten geschlachtet und geopfert wurden, begrub man in gewissen, Städten und Dörfern am nächsten liegenden Gegenden, sorgfältig, und zwar so, daß beide Hörner oder doch wenigstens eins aus der Erde hervorragten. Hier ruhten und verweseten sie so lange, bis die jährlich aus Catarbechis, einer Stadt auf einer Insel im Delta, durch ganz Egypten ausgehende Schiffe ankamen, die Knochen und Ueberbleibsel dieser Thiere sammleten, und in ihrer Vaterstadt begruben. Hier wiederfuhr todten Ochsen eine unerwartete Ehre, während daß die Leiber der heiligen von ganz Egypten für unverletzbar gehaltenen Kühe der Fäulung, oder den Raubfischen hingeworfen und überlassen wurden.

Nach diesen durch ganz Egypten verehrten und für unverletzbar gehaltenen Thieren gab es eine große Zahl anderer, die nur in einigen Gegenden für heilig gehalten und aus deren Mittel gewisse Individua zu Gottheiten gewisser Distrikte, Städte und Dörfer gewählet wurden. Strabo (1167. XVII.) zählt sie am vollständigsten auf. Wer von diesen heiligen Thieren

Thieren in den Gegenden, wo sie verehret wurden, eins mit Vorsatz umbrachte, (Her. II. 65.) mußte des Todes sterben; war der Mord hingegen unwillkührlich und unvorsetzlich, so wurde der Thäter von den Priestern nach Belieben am Gelde bestraft. Die Leichen dieser Thiere wurden gleichfalls einbalsamirt, in heilige Kisten gethan, und in derjenigen Stadt, wo sie verehrt wurden, beigesetzt. So verfuhr man mit den Hündinnen in allen Städten Egyptens (67), mit den Krokodillen in Theben und um den See Möris (69. c.) und mit den unschädlichen Schlangen, (c. 74.), die man nachher für αγαθοδαιμονας erklärte, im thebanischen Gebiete.

Mit andern Thieren, die gleichfalls in einigen Theilen Egyptens ihre Anbeter hatten, und in den übrigen wenigstens geschont wurden, machte man noch weniger Umstände. Bären, die zu Herodots Zeiten, wie man leicht denken kann, sehr selten waren, und Füchsen ähnliche Wölfe, wurden an den Oertern, wo man sie fand, begraben, ohne einbalsamirt, in Kisten verwahrt und in heiligen Oertern niedergelegt zu werden.

Man mag Kenner, oder Nichtkenner der Menschen-Geschichte seyn; so kann man sich nicht darüber wundern, daß Völker, die im Klima, Nahrungsmitteln, Regierungsform, und Kultur von einander abweichen, auch verschiedene Religionsbegriffe und Gegenstände der Anbetung haben: aber daß kleine sich begränzende Distrikte ein und eben desselben Landes, die durch gemeinschaftliche Gesetze regiert wurden, dieselbe Luft athmeten, von denselben Nahrungsmitteln lebten, und sonst in allen übrigen Stücken gemeinschaftliche Vorurtheile, Religionsbegriffe, und Gottheiten hatten, daß solche Distrikte von einander verschiedene, oder wohl gar mit einander Kriegführende Thier-Gottheiten verehren, an diesen Streitigkeiten Theil nehmen, und aus diesem Grunde nicht blos ihre Nachbaren, sondern auch deren Götter mit der äußersten Intoleranz verfolgen, morden und verzehren, das muß einem jeden wenigstens beim ersten Anblicke höchst seltsam zu seyn scheinen.

Zu Herodots Zeiten schonten die Einwohner des thebanischen Gebiets die Schaafe, und opferten Ziegen. (II. 42.) Die Mundesier hingegen schlachteten Schaafe, und hielten ihre

Hände rein von dem Blute der Ziegen. Die Thebaner und Anwohner des See Möris (69. c.) verehrten den Krokodill. Die Elephantiner an den äußersten Grenzen von Ober-Egypten verfolgten ihn nicht blos, sondern aßen so gar das Fleisch von diesen Thieren, die sie χαμψας nannten. Nach dem Strabo waren die Arsinoiten so große Verehrer dieser gefräßigen Ungeheuer, daß sie (1166.) ganze Kanäle voll davon unterhielten, da die Einwohner von Herakleopolis Jagd darauf machten, und den Ichneumon, den geschwornen Feind des Krokodills anbeteten, und heiligten. Nirgends aber wurden die Krokodille mit solcher Wuth verfolgt, als in Tentyra (1169.) und von dessen Bewohnern, die einen angebohrnen Haß wider sie zu haben schienen, und auch so sehr von ihnen gefürchtet wurden, daß sie nach der Bemerkung des Strabo mit eben der Sicherheit im Wasser schwimmen und sich aufhalten konnten, mit welcher die berühmten Psylli oder Schlangenbeschwörer die letztern behandeln konnten.

Eine solche Erwürgung von Thieren, die die Nachbaren als Götter anbeteten, mußte nothwendig Groll, Verfolgungsgeist, und die-

 ser,

ser, wenn das Schwerdt der Beherrscher oder der Gerechtigkeit nicht immer gezuckt war, blutige Auftritte hervorbringen.

Inter finitimos vetus atque antiqua simultas
immortale odium, et numquam sanabile vulnus.
- - - - - - summus vtrinque
inde furor vulgo, quod numina vicinorum
odit vterque locus; cum solos credat habendos
esse Deos, quos ipse colit. *Iuv. XV. 33 sq.*

Von solchen Ausbrüchen des Verfolgungs-Geistes hat die Geschichte uns, so viel ich weiß, nur ein paar Beyspiele aufbehalten. Das erstere, nemlich die Feindseligkeiten zwischen den Oxyrinchiten und Lykopoliten habe ich oben schon aus dem Plutarch angeführt. (Die Römer mußten sie mit Gewalt zur Ruhe bringen). Das zweyte ist aus der vortrefflichen funfzehnten Satyre des Juvenals bekannt, das allein hinreichend wäre, Humens Anpreisungen der Verträglichkeit polytheistischer Nationen übern Haufen zu werfen, und zu zeigen, daß schwärmerischer Aberglaube, er mag in einem polytheistischen oder monotheistischen Kopfe wüten, nicht blos in zerstörende Menschenfeindschaft, sondern so gar in viehische Menschenfresserey ausarten könne. In den Ombiten und Tentyriten brannte schon lange ein gegenseitiger

und unauslöschlicher Groll, weil jene den Krokodill anbeteten, den diese verabscheueten. An einem festlichen Tage geriethen beide Schwärmer-Partheyen an einander: die Ombiten wurden geschlagen, und einer von den unglücklichen fliehenden ergriffen, zerrissen, und stückweise von den wüthenden Tentyriten aufgefressen: so gar suchten diejenigen, welche in diesem rasenden Getümmel keinen Theil an der schrecklichen Mahlzeit gehabt hatten, ihren brennenden Haß durch das Auflecken des versprützten Blutes abzukühlen. — Man weiß kaum, ob man solche Menschen, die allen fremden Eroberern der feileste Raub, und nur von den schwarzen Dünsten des Aberglaubens berauscht, allein gegen ihre irrende Mitbrüder muthig waren, mehr verachten und verabscheuen, oder beklagen soll.

Die verschwenderische Pracht, womit die andächtigen Egyptier die nothdürftige Befriedigung animalischer Bedürfnisse in den zu wirklichen Gottheiten erkohrnen Thieren zum sinnlichen Götterleben zu erhöhen suchten, und ihnen den stets abwechselnden Genuß von den ausgesuchtesten Wollüsten aufdrangen, wofür die Natur ihnen alle Organen versagt hatte,

würde allen Glauben übersteigen, wenn nicht die unverwerflichsten Augenzeugen es bewährten, und aus der Egyptischen Schimären-Welt alles zu erwarten wäre. Man hat so oft voll Unwillens darüber declamirt, daß Menschen, unter dem Titel der Diener, Vertrauten und Gesandten der Gottheit, durch die Zauberei der ungereimtesten Vorurtheile in allen Jahrhunderten und Theilen der Welt, sich von dem Schweisse und Blute anderer Menschen zu nähren wußten; und hat nicht daran gedacht, daß Menschen schwach genug gewesen sind, Thiere freiwillig in einer mehr verfeinerten Ueppigkeit zu unterhalten, als in welcher alle Talapoinen, Bonzen, Magier und Egyptischen Propheten aller Zeiten je gelebt haben. Die Egyptischen Götter-Thiere wohnten in prächtigen Tempeln, und wurden nicht blos von Priestern und Priesterinnen (65. Her. II. Weiber waren sonst von allen heiligen Bedienungen ausgeschlossen) sondern so gar (Diod. S. 95.) von den edelsten und angesehensten Männern bedienet. Die Einkünfte zu ihrem Unterhalte bestanden zu Herodots Zeiten allein (c. 69.) in freiwilligen Gaben, die alle Bewohner einer Stadt und Gegend, wie es scheint, bei der Heiligung oder

feyer-

feyerlichen Uebergebung ihrer Kinder in den Schutz der Thier-Gottheit darbrachten. Man führte die Kinder in das Heiligthum oder den Sitz des thierischen Gottes, schnitt ihnen entweder alles Haupthaar, oder doch die Hälfte, und den dritten Theil ab, legte es in eine Wagschaale, und wog in der andern eben so viel Silber ab, als das Hauptharr am Gewicht hielt. Diodor erwähnt außer diesen, wie es scheint, sehr gewissen Einkünften noch anderer, die beweisen, daß die Andacht der Egyptier, und mit ihr der Hang zu heiligen Vermächtnissen und Gaben in spätern Zeiten noch sehr müsse zugenommen haben. Den Thier-Gottheiten waren Ländereien geheiliget, deren Einkünfte zu ihrem und ihrer Bedienten Unterhalte verwandt wurden. Außerdem wetteiferten die Egyptier unaufhörlich, dem Gaumen ihrer Götter durch die zartesten in Milch abgekochten Kräuter, durch die wohlschmeckendsten mit Honig zubereiteten Kuchen, und gehacktes Gänsefleisch zu schmeicheln. Den nur rohes Fleisch fressenden Thieren schickte man auf der Jagd erbeutete Vögel zu. Manche, sagt Diodor S. 93. zerschneiden Fleisch in kleine Stücke, und locken die heiligen Geyer so lange, bis sie

sich

sich zur Mahlzeit herablassen: den Katzen und dem Ichneumon giebt man unter den sanftesten Schmeicheleien geriebenes in Milch gekochtes Brodt, oder zur Abwechselung zerhackte Nilfische. — So verpraßten die Egyptier alles, was sie nur auftreiben konnten, an milden Gaben und kostbaren Leckerbissen, die sie den, gegen ihre Opfer unempfindlichen, Thieren darbrachten, während daß sie sich selbst am nothwendigsten Lebensunterhalt abbrachen, und am Papyrus kauten, wohlfeile Kräuter aßen, oder kümmerlich von gedörrten Fischen sich nährten.

Sie sorgten aber nicht blos für prächtige Wohnungen, und kostbare Speisen der thierischen Götter, sondern überfüllten alle übrigen Sinne, wenigstens den Tact und Geruch, mit den ausgesuchtesten Vergnügungen, in dem sie diesen Thieren durch die seltsamste Täuschung, menschliche Empfindlichkeit, und so gar den Geschmack an Putz oder Eitelkeit zutrauten. Die Thiere ruhten auf den köstlichsten Tapeten, und wälzten sich auf den weichsten Decken (S. 95. Diod.) Die süßesten Düfte der köstlichen Rauchwerke des Morgenlandes flossen unaufhörlich in ihren Göttersitzen umher:

wollü-

wollüstige Bäder wechselten mit sanft kitzelnden Salbungen ab, und damit sie nicht von ihrem Wohlleben innerlich verzehrt würden, hielte man ihnen einen Harem der schönsten Kebsweiber ihres Geschlechts (παλλακιδων) die wiederum alle Seligkeiten mit ihrem Götter-Gemahl theilten. Endlich suchte man die Reize dieser Thier-Gottheiten durch die kostbarsten Geschmeide, die bei einer jeden verschieden waren, ins Licht zu setzen, oder zu erhöhen.

Die Bezähmung und Auszierung des häßlichsten und wildesten aller Egyptischen Thiere, des Krokodils, ist zu merkwürdig, als daß ich sie hier nicht aus dem Herodot und Strabo anführen sollte. Die Bewohner des Thebanischen Gebiets und der Ufer der Möris-See hielten das ganze Räuber-Geschlecht für heilig, und wählten sich einen davon zum Gotte aus, (II. Her. 69.) den die Priester, unbekannt und unbegreiflich durch welche Mittel, zahm, und ihrer Stimme folgsam machten, dessen Kopf sie mit goldenen, oder aus geschmolzenen Steinen gearbeiteten Schmuck, dessen Vorderfüße sie mit kleinen Kettgen oder Ringen auszierten. Strabo ist noch umständlicher, aber eben so glaubwürdig, weil er als Augen-

zeuge,

zeuge, von ihm selbst wahrgenommene Dinge erzählt. Die Einwohner von Arsinoe (sagt er 1165. 1166. XVII.) unterhalten in einem eigenen See einen Krokodil, den sie vorzüglich ehren, und Suchos nennen. Er wird von dem Weine und den Speisen ernährt, die andächtige Reisende stets mit sich bringen. Einer der angesehensten Männer, dem Strabo empfohlen war, führte ihn zum Sitze des Gottes hin, und nahm einen kleinen Kuchen, gekochtes Fleisch, und Honigwein mit. Sie fanden das Thier ruhend: einer der geweiheten Priester öffnete ihm den Rachen, ein anderer gab ihm das Fleisch, ein dritter den Kuchen, und den Wein. Nachdem er sich diese Leckereyen hatte einstopfen lassen, schwamm er der andern Seite des Ufers zu. Unterdessen langte ein anderer Fremdling an, und brachte ähnliche Opfer mit: man suchte und fand ihn: er lies sich auch zum zweitenmale eben so ruhig mästen, als er das erste mal gethan hatte*).

Diese

*) Eine der Egyptischen ähnliche Achtung der Krokodile findet sich unter den Javanesen, und den Bewohnern mehrerer Inseln des Indischen Oceans. (Account of the Voyages round the World - - - by J. Hawkesworth Vol. III. p. 756—59.) Die erstern

Diese als würkliche Gottheiten angebeteten Thiere wurden nach ihrem Tode mit einem Gepränge und Aufwande begraben, der nicht blos die,

erstern glauben, daß ihre Weiber, wenn sie von Knaben und Mädgen entbunden werden, sehr oft auch junge Krokodile zur Welt bringen, die von der Gebährmutter sorgfältig empfangen und ins Wasser gesetzt würden. Die Familie, welche glaubt, daß in ihr ein solcher Krokodils-Zwilling gebohren worden, wirft beständig Lebensmittel für einen solchen Verwandten in den Fluß hin, weil sie befürchten, daß die geringste Vernachläßigung dieser Pflicht mit Krankheit oder Tod bestraft werden würde. — Dieser Wahn scheint in Celebes und Boutou entstanden zu sein, deren Einwohner Krokodile in ihren Familien unterhalten: er hat sich aber Ostwärts über Timor und Ceram, Westwärts über Java und Sumatra verbreitet. — Solche Krokodile werden Sudaras genannt: und Hawkesworth führt noch ein artiges Beispiel von dem festen Glauben an diese Sudaras an, das ich aber nur zum Nachlesen empfehlen will.

Die Bougis, Macassaren, und Boetonen sind so fest von ihrer Verwandschaft mit den Krokodilen überzeugt, daß sie zur Erinnerung und Erhaltung derselben jährlich ein gewisses Fest feyern. Verschiedene Gesellschaften fahren, mit allerhand Arten von Lebensmitteln, und musikalischen Instrumenten versehen, an solche Oerter hin, wo Krokodile

die, nie unbeträchtlichen, Baarschaften des Schatzes überstieg, sondern auch die Vorsteher und Priester, auf den Kredit des künftigen Gottes, und seiner unbeweglichen Güter ungeheure Summen aufzunehmen nöthigte. Als unter dem ersten Ptolemäer (Diod. S. 95.) der Apis in Memphis vor Alter starb; wandte sein Priester oder Hüter nicht blos den ganzen heiligen Schatz auf die kostbare Beerdigungsfeyer dieses Ochsen, sondern lieh vom Ptolemäus noch überdem 50 Talente. Diodor setzt hinzu, daß man noch zu seiner Zeit auf die Leichenbegängnisse einiger heiligen Thiere über 100 Talente, mehr als eine Tonne Goldes verwandt hätte.

VI. Bisher habe ich alles, was ich über den Thierdienst der Egyptier merkwürdiges gefunden habe, ohne Einmischung von Hypothesen in derjenigen Ordnung vorgetragen, die meiner Art Gegenstände zu fassen, die angemessenste war, und mir zugleich die schicklichste zu seyn schien,

kodile und Alligators sich aufhalten. Sie singen und weinen wechselsweise, und rufen ihren vermeintlichen Verwandten so lange zu, bis irgend ein Krokodil erscheint. Alsdenn hört die Musik auf einmal auf: und Lebensmittel, Taback, und Betel werden auf einmal über Bord geworfen.

schien, um jeden für die Geschichte der menschlichen Thorheiten und Träume merkwürdigen Umstand nach dem Verhältnisse seiner Wichtigkeit bemerklich zu machen. Jetzt gehe ich zu weniger gewissen, aber für manche vielleicht eben so interessanten Untersuchungen über die wahrscheinlichen Ursachen der Entstehung dieses, die Egyptier so auszeichnenden, Dienstes der Thiere fort.

Der Ursprung des Thierdienstes geht bei den Egyptiern bis in die Zeiten hinauf, wo sie noch keine Geschichte hatten, von denen sich nicht einmal wahrscheinliche übereinstimmende Ueberlieferungen unter ihnen fanden. Ein sicherer Beweis dieses alle Geschichte und Tradition übersteigenden Alterthums der Anbetung der Thiere ist dieser, daß sie solche Thier-Gattungen anbeteten, die nur in einem wenig bebauten Lande sich finden konnten, und zu Herodots Zeiten entweder gar nicht mehr da waren, oder doch nur selten aus den benachbarten Wüsteneyen sich den Wohnungen der Menschen näherten. Dergleichen waren Löwen, Bären, Wölfe, Adler, lauter Raubthiere, die in einem, von wenigen und noch dazu nicht sehr ausgebildeten Menschen, besetz-

ten Lande zwar ausdauren, aber der Uebermacht der zusammen wohnenden bürgerlichen Menschen nicht widerstehen können.

Da also die Anbetung der Thiere aller Wahrscheinlichkeit nach in den ersten Zeiten der Kultur, mit den ersten Anfängen ihrer Gesetze, Religion u. s. w. entstand, so darf man sich nicht wundern, wenn die Egyptier entweder selbst nicht wußten, warum ihre Vorfahren den Thierdienst zuerst stifteten, oder wenn sie nicht immer dieselbigen Gründe in derselben Zahl angaben. Man suchte hier, wie bey Sitten, Gesetzen, Gewohnheiten und den übrigen Theilen ihrer Religion die Lücken der Geschichte und Ueberlieferungen durch Vermuthungen und Hypothesen auszufüllen: Priester und Ausleger verkauften an neugierige Fremdlinge ihre eigenen Gedanken unter dem feyerlichen Namen heiliger Sagen, (ἱερων λογων) die zuletzt eben so widersprechend, als die Systeme ihrer Erfinder, und mit jedem Zeitalter zahlreicher wurden. Es kann nicht uninteressant seyn, in einem kurzen Auszuge die Gründe zu übersehen, die die Egyptier sich zu verschiedenen Zeiten von diesem seltsamen Götterdienste angaben: ich will sie daher, aber nach

der

der Folge und dem Alter der Schriffsteller anführen, damit man ihren Anwachs so wohl als ihre Verfeinerung zugleich übersehen könne. Beiläufig oder am Ende werden die Gedanken der Griechen, einiger neuern, und meine eigene schon ihren Platz finden.

Zu Herodots Zeiten gab man schon mehrere Gründe von dem Egyptischen Thierdienste an, (II. 65.) allein dieser gewissenhafte oder geheimnißvolle Schriftsteller verschweigt sie. Wenn ich, sagt er, mich in die Gründe der Egyptischen Thier-Vergötterung einlassen wollte; so würde ich mich in die Erzählung heiliger Dinge verwickeln, deren Ausbreitung ich so viel als möglich vermeide. Wenn ich etwas davon anführe, so thue ich es, nur durch die äußerste Noth gezwungen.

Diodor (I. 37. S. u. f.) ist offenherziger. Die Priester hatten eine geheime Lehre (αποῤῥητον τι δογμα), von der er sagt, daß er sie in seiner Göttergeschichte gleich im Anfange des ersten Buchs angeführet habe, wo ich sie aber mit allen Nachweisungen nicht finde. Der größere Theil der Egyptier gab drey Gründe an, deren ersterer unserm Geschichtschreiber zwar sehr pöbelhaft, aber dabei sehr alt vorkommt.

kommt. Die Götter wären nemlich von den erdgebohrnen unbändigen Menschen so sehr verfolgt worden, daß sie, um ihren Gewaltthätigkeiten zu entgehen, sich genöthigt gesehen hätten, die Gestalten gewisser Thiere anzunehmen, und sich eine Zeitlang in sie zu verwandeln. Die Götter hätten aber endlich gesiegt, und darauf den zahmern Menschen, diejenigen Thiere, in denen sie vor ihrer Wuth Sicherheit gefunden hatten, als Gegenstände der Anbetung empfohlen. (denselbigen Grund gab man dem Diodor von der göttlichen Verehrung des Apis an: (l. c.) er sey deswegen heilig und Gott, weil die Seele des Osiris in ihn gefahren sey).

Als einen zweiten Grund ihrer Verehrung führten sie folgende Ueberlieferung an. Ihre Vorfahren (erzählten die Egypter) wären blos wegen Mangel ordentlicher Stellungen oft in den Kriegen mit ihren Nachbaren überwunden worden: sie hätten daher als Kriegs- und Feldzeichen endlich die Abbildungen gewisser Thiere genommen, und da sie durch diesen glücklichen Einfall, Meister über ihre Feinde geworden; hätten sie aus lobenswürdigen Gründen der Dankbarkeit nachher die Originale der Thiere,

deren

deren Nachbildungen die Ursachen ihrer guten Kriegszucht geworden waren, geheiliget. Mit einigen Veränderungen wird eben dieser Grund (S. 100.) wiederhohlt: sie wären es endlich überdrüßig geworden, sich von dem mächtigsten unter ihnen unterwerfen zu lassen, hätten sich daher die Zeichen gewisser Thiere gewählt, um sich darunter zu versammlen, wenn ein Herrschsüchtiger aus ihrem Mittel Miene gemacht hätte, den Herrn zu spielen. Dankbarkeit für die Befreyung aus der Knechtschaft wäre auch hier die Ursache des Thierdienstes geworden.

Als den dritten und hauptsächlichsten Grund des Thierdienstes, bey dem auch Diodor sich zu beruhigen scheint, gaben die Egyptier die unleugbare Nützlichkeit der Thiere an. Der Ichneumon zerstöre die Eyer des Krokodils und das Thier selbst: die Ibis verzehre die Schlangen und Heuschrecken: der Habicht oder Geyer stelle den geflügelten Schlangen und andern giftigen Insecten nach: Ochsen, Kühe, Schaafe, Ziegen, Böcke u. s. w. wären zur Erhaltung des Lebens oder zum Feldbau unentbehrlich: selbst Krokodile wären für Egypten nicht ohne Nutzen, weil sie den herumstreifenden Räuberhorden das Durchwaten oder

Durchsetzen durch die Kanäle gefährlich machten. Auf diese Art suchte man auf dem Wege des Systems wahre und erdichtete nützliche Eigenschaften an den Götterthieren auf, und schloß damit, daß die ältesten Bewohner des Landes einen Theil derselben geheiliget hätten, um davon immer eine gehörige Anzahl zum Gebrauch zu behalten, und einen andern Theil, um durch sie der giftigen oder schädlichen Geschöpfe los zu werden, die Egypten sonst verwüsten, und für Menschen unbewohnbar machen würden.

Man trug dem Diodor noch eine vierte Ursache des Götterdienstes vor, die er sich aber selbst nicht zueignete. Die ältesten Könige, hieß es, wären oft durch Empörungen ihrer Unterthanen beunruhiget worden, und hätten daher, solchen allgemeinen Verschwörungen vorzubeugen, das ganze Reich in mehrere Districte getheilt, einem jeden andere Götterthiere zur Anbetung, andere Begriffe von reinen und unreinen Thieren beizubringen gewußt: eben daher sey also die Verschiedenheit und der Widerspruch in dem Dienste der Thiere in den verschiedenen Cantons von Egypten entstanden.

Plutarch führt außer den vier Gründen des Diodors (380. 381. de If. et Of.) noch drei andere ganz neue Ursachen des Thierdienstes an, wovon die erstere sich auf die in Egypten herrschende Lehre von der Seelenwanderung gründet. Man enthielt sich der Thiere und heiligte sie, weil man bei ihrer Ermordung in Gefahr gewesen wäre, sich des Vater- und Bruder-Mords schuldig zu machen. Der zweite neue Grund, den Plutarch anführt, ist einigen der vorhergehenden schnurstracks entgegen gesetzt. Alle unvernünftige und thierische Wesen sind nach dem Plutarch gleicher Natur mit dem Typhon, der in ihre Seelen verbannt worden. Sie sind daher sammt und sonders dieser bösartigen Gottheit geheiliget, man schont sie, um den schlafenden Groll dieses menschenfeindlichen Gottes nicht rege zu machen. Freilich dauert diese Verträglichkeit nur so lange, als sich dies böse göttliche Wesen in seinen Schranken hält: man nimmt ganz entgegengesetzte Maasregeln, trotzet und brüsquirt es, wenn es seinen Menschenhaß durch Landplagen, Dürre, oder verheerende Seuchen äußert. In diesen Fällen führen die Priester einige von den ihm geweihten Thieren mit feyerlicher

Stille, in dunkle abgelegene Oerter, drohen ihnen erst, und wenn auch alsdenn diese Unglücksfälle noch immer fortdauren, opfert und tödtet man sie ihrer beschützenden Gottheit zu wohlverdienter Strafe.

Als den letzten Grund der Heiligkeit der Thiere führt Plutarch die Aehnlichkeiten an, die die Egyptier zwischen ihnen und der Gottheit oder der Gottheit gleichen Dingen antrafen. Die Katze empfange durchs Ohr, und gebähre durchs Maul: Eigenschaften, wodurch sie der Vernunft ähnlich würde. Die Aspics wären gleich den Gestirnen, vor den Unbequemlichkeiten des Alters sicher, und bewegten sich ohne eigene zur Bewegung bestimmte Gliedmaßen. Der Krokodil sey ohne ein Organ der Sprache, gleich der Gottheit, die ohne Laut und schallende Wörter dennoch die ganze Welt regiere. Die Egyptier fanden noch entferntere Aehnlichkeiten in dem Krokodil und den übrigen Thieren, wodurch sie Bilder und Abdrücke göttlicher Vollkommenheiten wurden. — Wir dürfen uns darüber nicht wundern, fährt Plutarch fort (S. 381.) daß die Egyptier auf so unbemerkbare, und meistens erdichtete Verhältnisse ein so weitläuftiges Religions-System

bauten:

bauten: andere Völker, und selbst die Griechen, sind in den Abbildungen ihrer Götter von eben der Methode geleitet worden. In Kreta hatte die Statüe des Jupiters keine Ohren, weil er als Beherrscher und allwissender Regierer der Welt, dies sinnliche Werkzeug nicht brauchte. Phidias gab der Bildsäule der Minerva eine Schlange, der der Venus eine Schildkröte zur Seite, als symbolische Ausdrücke der Maximen, daß Jungfrauen gehütet werden, und verheirathete Weiber stets in den Häusern ihrer Gatten bleiben müssen.

Nach dem Plutarch redet Porphyr, in seinem Werke von der Enthaltsamkeit von Fleisch-Speisen, mehrere male von dem Egyptischen Thierdienste, bleibt sich aber in der Angabe der Ursachen selbst nicht gleich. In der ersten Stelle leitet er die Verehrung der Thiere aus politischen Ursachen und ihrer Nützlichkeit her. Die Egyptier und Phönizier würden, sagt er, eher Menschenfleisch essen, ehe sie ihre heiligen Kühe zu schlachten und zu essen wagten. Diese Thiere sind unter beiden Völkern selten: man hat sie daher geheiliget, um nie in Gefahr zu gerathen, Mangel daran zu leiden. So sehr sie aber der Kühe schonen, so wenig Gewissen

machen sie sich daraus, Stiere zu schlachten und zu essen, weil man bey einem guten Vorrath der erstern an diesen nie Mangel leiden kann. (II. §. XI.)

In den beiden folgenden Stellen (II. 26. IV. 9.) leitet er die göttliche Verehrung der Thiere nicht blos, wie Plutarch, aus gewissen Aehnlichkeiten derselben mit der Gottheit, sondern aus der seiner Schule eigenthümlichen Lehre von der alles durchdringenden und in Thieren vorzüglich wohnenden Gottheit her. Die Egyptier (sagt er) erkannten, daß die Thiere nicht blos mit den Menschen verbrüdert, sondern auch mit der Gottheit verwandt seyn. Sie stellten alle ihre Götter unter der Gestalt von Thieren dar: und versammleten oft in einer göttlichen Bildsäule Theile und Gliedmaßen aus mehrern Thierarten und den Menschen selbst, um dadurch anzudeuten, daß sie die Gottheit, den Menschen und die Thiere auf das genaueste unter einander verbunden, von gleicher Natur zu seyn glaubten.

Im dritten Buche (§. 16.) scheint er seine eigenen bisher angeführten Raisonnements vergessen zu haben, oder sie wenigstens nicht für so entscheidend zu halten. Die Egyptier,

sagt

sagt er, verehren Thiere, entweder weil sie sie würklich für Götter halten, oder weil sie die Vergleichung der Thiere mit der Gottheit, oder die Aufsuchung gemeinschaftlicher Eigenschaften für das bequemste Mittel angesehen haben, sie den Menschen ehrwürdig zu machen, oder drittens beten sie sie aus andern mir nicht bekannten mystischen Gründen an.

Dies sind alle Ursachen, die die Griechen entweder im Namen der Egyptier oder als ihre eigenen Vermuthungen von der göttlichen Anbetung der Thiere angegeben haben. Den launichten Einfall des Lucians (I. 849. de Astrol.) führe ich nicht als einen ernstlichen Gedanken an, da er in der ironischen Lobrede auf die Astrologie unter andern Entstehungsgründen dieser Gaukelwissenschaft auch diesen braucht, daß die weisesten aller Völker, die Egyptier von je her die Schicksale der Menschen aus dem Stande und den Bewegungen der Gestirne vorhergesaget, aber nicht immer in allen Gegenden aus denselbigen Gestirnen derselbigen himmlischen Zeichen, prophezeyet hätten. Aus diesem Unterschiede in den Berathfragungen der Sterne wäre die Verschiedenheit in der Verehrung der Thier-Gottheiten entstanden; eine jede Ge-

gend hätte dasjenige Thiergeschlecht auf Erden im Original angebetet, aus dessen Bilde am Himmel sie die Zukunft erfahren zu können sich geschmeichelt hätte.

Die meisten Neuern befriedigen sich mit einem oder einigen der von den Egyptiern angegebenen, oder von den Griechen erfundenen Gründen des Thierdienstes. Der Abt Banier, (Mem. de l'Acad. des Inſ. Tom. III. 84. et ſ.) glaubt, daß sie in allen Thieren nichts als verschiedene Vollkommenheiten des einzigen wahren Gottes angebetet hätten: Marsham findet (S. 59. Canon. Chron. der Original-Ausgabe) die erste Ursache der Entstehung dieses Dienstes in der Nützlichkeit der Thiere, leitet ihn aber S. 39. aus den schon in den ältesten Zeiten gebräuchlichen hieroglyphischen Schriftzeichen her. Die Egyptier bezeichneten (so schließt er und nach ihm Bossuet und Warburton The divine leg. of Moſes p. 167. Vol. II.) unsichtbare Dinge, und unter diesen die Gottheit und deren Eigenschaften nach Aehnlichkeiten mit sichtbaren Gegenständen der Körperwelt, vorzüglich mit Thieren. Diese symbolischen durch die Noth erfundenen Zeichen wurden bald heilig, und man gestand ihnen einen Theil der Göttlichkeit

der

der Objecte zu, wovon sie nur Zeichen waren. Endlich wurden sie sogar eine Veranlassung, daß man Spuren der Gottheit in den lebenden Thieren entdeckte, deren Abrisse man zur Andeutung unsichtbarer Vollkommenheiten genommen hatte.

Unter allen Schriftstellern, die die Ursachen des Egyptischen Thierdienstes aufzusuchen sich bemühet haben, hat keiner alle Gründe so scharfsinnig abgewogen und geprüft, und seine Erklärung mit so vieler Bescheidenheit vorgetragen, als Mosheim in seinen Anmerkungen zum Cudworth (S. 418 u. f.)

Egypten, sagt dieser vortreffliche Mann, war immer sehr arm an nützlichen, entweder zur Nahrung oder zur Erleichterung der Arbeit des Menschen dienenden Thieren: hingegen mit einer Menge giftiger oder verwüstender Thiere angefüllt, von deren Ausrottung das Wohl der Einwohner vorzüglich abhing. Priester und Gesetzgeber heiligten daher die erstern, um dadurch dem Lande stets eine gehörige Anzahl zu erhalten, und verschafften zweitens allen denjenigen Thieren gleiche Vorzüge, die die Natur selbst zur Verminderung der giftigen und schädlichen Ungeheuer hervorgebracht

bracht hatte. Die geistlichen und weltlichen Führer des Volks verwandelten diese Maasregeln in Grundsätze der Religion, weil sie von blossen politischen oder bürgerlichen Gesetzen sich nicht dieselbigen Wirkungen versprachen. Alle Thiere, die ganz Egypten für Götter oder wenigstens für heilig hielt, waren entweder unmittelbar nützlich, oder doch Widersacher von schädlichen Thieren, deren Vermehrung mit dem gänzlichen Untergange des Landes unzertrennlich verbunden gewesen wäre.

Nachdem einmal der Gedanke, daß gewisse Thiere gewissen Gottheiten geheiliget wären, unter den Egyptiern verbreitet war, erhob eine jede Gegend die ihr eigenthümlichen Thiere zu denselben Vorzügen, ohne den Plan der ersten Gesetzgeber und Priester vor Augen zu behalten. Daher die Verschiedenheit und oft der Gegensatz in den Thierischen Gegenständen der Anbetung. Vielleicht war die Schädlichkeit des Fleisches gewisser Thiere auch eine Ursache, warum man sie heiligte, und dem leichtgläubigen Pöbel als Nahrungsmittel entzog.

Um aber (so schließt er endlich) die Verehrung oder Heiligung unleugbar schädlicher

Thiere

Thiere zu begreiffen, muß man annehmen, daß die Lehre vom Typhon, oder einer unabhängigen bösartigen Gottheit durch die Eroberung der Perser in Egypten sich festgesetzet habe. Diejenigen also, welche an diesen ausländischen menschenfeindlichen Gott glaubten, suchten ihn durch die Verehrung der schädlichen Thiere, des Krokodils, Nilpferds u. s. w. sich zum Freunde zu machen. Weil aber die Ueberzeugung von dem Daseyn dieser bösartigen Gottheit nie ein Glaubensartikel aller Egyptier wurde, so breitete sich der Dienst der schädlichen Thiere auch nie so allgemein aus, als die Heiligung und Verehrung der nützlichen. — So dachte Mosheim über die Entstehung und Erweiterung des Egyptischen Thierdienstes: und nun sey es mir erlaubt, meine Meynung kurz vorzutragen.

Wenn man alle die Gründe, die Egyptier, Griechen und Neuere zur Erklärung des Thierdienstes angeführt haben, übersieht, und sie mit den sichern von mir gesammleten historischen Factis zusammen hält; so wird man leicht gewahr, daß einige davon offenbar ungereimt, andere auf die ältesten Zeiten nicht passend, und kein einziger selbst von den wahrschein-

lichsten

lichsten allein hinreichend sey, die Unterscheidungen der Egyptier in reine und unreine Thiere, und die verschiedenen Grade von Heiligkeit oder Göttlichkeit, die sie den ersten zugestanden, auf eine befriedigende Art aus einander zu setzen. So wenig Scharfsinn es aber auch verrathen würde, wenn jemand alle Erscheinungen des Thierdienstes, der sich selbst ungleich und oft entgegengesetzt war, der wahrscheinlich nicht auf einmahl entstand, und nicht aus denselbigen Gründen, die ihn hervorgebracht hatten, beibehalten und erweitert wurde, aus einer einzigen Formel oder Hypothese zu erklären suchte; so unbesonnen wäre es auf der andern Seite gehandelt, wenn man alle angeführte Gründe deswegen verwerfen wollte, weil kein einziger davon, einzeln betrachtet, vielleicht nicht einmahl alle zusammengenommen, alle Schwierigkeiten aufheben, und einen jeden den Thierdienst begleitenden Umstand in das helleste Licht setzen.

Offenbar ungereimt sind die beiden sich widersprechenden Sagen von der Verwandlung aller Götter in Thiere, und der Einfahrt der Seele des Typhons in Thierleiber: — die Hypothese von der Seelenwanderung, und der

Lucia-

Lucianische Einfall über die Ableitung des Dienstes aus den Bildern: so ungereimt, daß ich es für unnöthig halte, sie mit Mosheims oder meinen eigenen Gründen zu widerlegen.

Nicht völlig so ungereimt, aber doch viel zu klein für die Entstehung und Erklärung des Thierdienstes sind die für alt ausgegebenen Sagen: daß ein König von Egypten einen so widersprechenden Dienst zur Unterhaltung einer innerlichen Zwietracht eingeführt habe: daß die Egyptier in dem Zustande der Wildheit oder in den Kriegen wider ihre Nachbaren durch die Zeichen gewisser Thiere Friede unter sich, Sicherheit gegen ihre Nachbaren erhalten, und aus Dankbarkeit die Thiere selbst geheiliget hätten. Eine eben so unbeträchtliche Ursache für eine so große Würkung ist diejenige, woraus Marsham den Thierdienst zu erklären gesucht hat: Der Einfluß göttlicher Heiligkeit in hieroglyphische Zeichen, und dann wieder der Ausfluß dieser abgeleiteten Heiligkeit in die lebenden Urbilder, von denen sie hergenommen waren.

Es bleiben also nur drey wahrscheinliche Erklärungsarten des Thierdienstes der Egyptier übrig. Man heiligte entweder die nütz-

lichen Thiere, um von ihnen eine gehörige Anzahl zum Arbeiten — oder zur Verminderung der schädlichen Geschlechter zu erhalten; 2) die schädlichen, entweder weil ihr Fleisch ungesund war, oder weil man dadurch den Typhon zu besänftigen glaubte: 3) oder man heiligte endlich so wohl schädliche als nützliche Thiere wegen gewisser Aehnlichkeiten, die man zwischen ihnen und der Gottheit fand: man verehrte sie als Theilnehmer und Represêntanten der Gottheit.

Der erste Grund hat bey der Erklärung des Thierdienstes von je her das gröste Glück gemacht: und in der That ist es auch sehr begreiflich, wie die Furcht nützliche Thierarten zu sehr zu vermindern, und der Wunsch sie zu vermehren bey allen Völkern anfangs nur eine gewisse Schonung, und zuletzt Hochachtung, Ehrfurcht, und Begriff von Heiligkeit hervorgebracht habe. Allein bey den Egyptiern lassen sich bey weitem nicht alle Erscheinungen der Vergötterung nützlicher Thiere daraus erklären. Warum hielten die Egyptier ihre nützlichen Thiere, nicht wie andere Völker, für blos heilig und unverletzbar, sondern für würckliche Gottheiten, denen sie Tempel, Priester,

ster, Opfer, Gelübde aufrichteten und darbrachten, wie der Isis und dem Osiris? Warum verabscheuten sie auf eine so schwärmerische Art Schweine und Esel, und erwiesen Mauleseln, Kameelen, Pferden nicht die geringste Ehrfurcht? Warum theilten sie Heiligkeit, Göttlichkeit, und Anbetung so ungleich, gar nicht nach den Verhältnissen der Nützlichkeit der Thiere aus? Warum machten sie einen Ochsen zur größten National-Thier-Gottheit, während daß sie seine Brüder schlachteten, aßen, oder gar verfluchten? Warum hielten sie alle Kühe für hochheilig und unverletzbar, ohne aus ihrem Mittel eine Gottheit herauszuheben, und ohne ihnen nach ihrem Tode einen Theil der Ehrenbezeugungen zu erweisen, die man Hunden und Katzen, gewiß nicht so nützlichen Thieren, nicht versagte? — Lauter Fragen und Widersprüche, die man aus der blossen Nützlichkeit der Thiere weder beantworten noch auflösen kann, und die einen jeden von der fruchtlosen Bemühung überzeugen müssen, die Religion der Egyptier aus philosophischen unveränderlichen Grundsätzen erklären zu können.

Eben so wenig zureichend sind die beiden Gründe, aus welchen man die Heiligung

schädlicher Thiere zu erklären versucht hat. Verehrte man sie, um den Egyptischen Satan zum Freunde zu behalten; warum verabscheute man in Egypten den Esel so allgemein, da man ihn doch hätte verehren sollen, warum opferte man rothe dem Typhon gleichfarbigte Ochsen? — Warum betete man Löwen, Wölfe, Bären, Affen und Adler an, von denen kein Schriftsteller sagt, daß sie dem Typhon heilig waren? — Nimmt man hingegen einen diätätischen Grund als die Ursache ihrer Heiligung an: warum waren denn der größte Theil von Krokodilen, Adler, Bären, Wölfe, Löwen, heilig, die ohnedem kein Mensch würde gegessen haben? Wenn blos die Absicht war, die Nation von ungesunden Speisen zurück zu halten, warum nahm man nicht zu dem, bey den Schweinen und Eseln so übel angewandten Mittel seine Zuflucht, sie zu verfluchen, und für unrein zu erklären?

Da also auch diese Gründe lange nicht alle Sonderbarkeiten in dem Egyptischen Thierdienste erklären; so muß man, glaube ich, nothwendig annehmen, daß die Egyptier zu einer gewissen Zeit angefangen haben, Aehnlichkeiten zwischen ihren National-Gottheiten, der Isis

und dem Osiris — und ihren innländischen Thieren zu finden, und die letztern wegen der in ihnen entdeckten Eigenschaften oder Spuren der Gottheit zu heiligen und anzubeten. Ich gebe zu, daß die Egyptier, wie andere Nationen damit angefangen haben, nur nützliche Thiere zu verehren: daß man in der Folge aus dem entgegengesetzten Grunde schädlichen Thieren, deren Fleisch der Gesundheit nachtheilig war, dieselbigen Vorzüge zugestanden, daß vielleicht die Furcht vor dem Typhon die Anbetung anderer schädlichen Thiere erzeugt habe: allein ich halte es auch für eben so wahrscheinlich, daß man endlich nach dem Gesetze der Aehnlichkeit Thiergötter erwählt, sogar die ältesten nach entfernten, grillenhaften, mit Vernunft und Erfahrung streitenden Aehnlichkeiten derselben mit der Sonne und dem Monde angebetet, und über diesen die ersten und wahren Ursachen ihrer Vergötterung aus den Augen verlohren habe.

Die Egyptier wurden zu einer solchen Aufsuchung und Entdeckung von Aehnlichkeiten zwischen Thieren und Nationalgottheiten mehr als irgend eine andere Nation durch den Gebrauch der hieroglyphischen Schriftzeichen vor-

 bereitet.

bereitet. In diesem wurden alle unsichtbaren Gegenstände durch die Zeichen von sichtbaren Objecten ausgedrückt, die mit jenen die meisten gemeinschaftlichen Eigenschaften besaßen. Wie leicht mußte in Köpfen, die stets verglichen, und nach Vergleichungen alle Dinge bezeichneten, die überdem schon Thiere anbeteten, der Uebergang zu dem Gedanken seyn, daß Thiere und Nationalgottheiten sehr viele gemeinschaftliche Vollkommenheiten besäßen, und viele geheime Beziehungen auf einander hätten? Waren sie aber einmal bis zu dieser Beobachtung gelangt, so mußte Verehrung und Anbetung solcher, göttliche Vollkommenheiten an sich tragenden Thiere, bald nachfolgen.

Wenn man diese Methode nicht bey der Vergötterung mehrer egyptischen Thiere voraussetzt, so ist es unmöglich, die Widersprüche in diesem Theile ihrer Abgötterey nur einigermaßen zu erklären. So bald man aber ihren Gebrauch bey den Egyptiern annimmt, so wird es sehr begreiflich, wie die Egyptier ganz verschiedene, ungleichartige, so wohl nützliche als schädliche Thiere haben verehren können. Nach eben der Methode, nach welcher sie die entgegengesetztesten Dinge mit ein und eben derselben

ben Hieroglyphe, und die ähnlichsten Gegenstände mit den verschiedensten Symbolis bezeichneten; nach eben der Methode konnten sie zwischen guten Göttern und schädlichen Thieren, und wiederum den nützlichsten Geschöpfen und dem Typhon Aehnlichkeiten gefunden zu haben glauben. Phantastische Vergötterungen und Verfluchungen werden nur allein aus dieser Vergleichungsmethode erklärbar. So wie man den Apis wegen der abwechselnden weißen und schwarzen Farbe, und gewisser gehörnter Fleckgen, zum Gotte erkohr; so verabscheuete man den Esel wegen der rothen Haare, und das Schwein wegen der charakteristischen Unverschämtheit, womit es am Neumonde der Liebe pflegte.

Eben diese uns nicht genug bekannten charakteristischen Flecken, nach welchen der junge Apis unter allen Kälbern als Gott erkannt und verehrt wurde, machen einen der Hauptbeweise aus, daß die Egyptier sich schon in den ältesten Zeiten daran gewöhnt hatten, Thiere nach Aehnlichkeiten mit dem Könige oder der Königinn des Himmels zu vergöttern. Ich führe sie hier deswegen nicht an, weil ich die Geschichte dieses göttlichen Stiers in einem der

folgenden Stücke mittheilen werde: ich verweise bis dahin auf die von Jablonski gesammleten Stellen, (Panth. Lib. IV. Cap. II. 85.) woraus erhellt, daß er seine Gottheit, zufälligen Aehnlichkeiten mit dem Monde, dessen Stellungen und Veränderungen zu danken gehabt habe.

Nach der Verschiedenheit der Aufmerksamkeit sah man in verschiedenen Zeitaltern nicht stets dieselbigen, und auch nicht gleich viel Aehnlichkeiten zwischen den Thierarten und der Gottheit. Die Schriftsteller mußten daher in der Aufzählung derselben, und den Gründen ihrer Anbetung eben so sehr verschieden seyn, als ihre Heiligkeit nach der größern oder kleinern Anzahl entdeckter göttlicher Vollkommenheiten ab- und zunehmen mußte.

Als die Vergötterung oder Heiligung von Gegenständen nach symbolischen Aehnlichkeiten einmal religiöser Brauch geworden war; so war auch weiter an keinen Stillstand oder Ruhepunkt zu denken, wo die Egyptier mit der Vermehrung und Werbung von Göttern hätten aufhören können. Ihre Aufsuchung neuer Gegenstände der Anbetung war eine Progression ins unendliche. Zu Herodots und Diodors Zeiten schränkten sie die Wahl ihrer Göt-

tér doch nur auf Thiere und lebende Geschöpfe ein: zu Juvenals und Plutarchs Zeiten suchten sie schon Gottheiten unter den Früchten des Feldes und in ihren Gärten auf.

Porrum et caepe nefas violare, aut frangere morsu:
O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis
Numina! - - -

(Iuv. XV. 8. 9. 10.) Die Persea war (378. de Is.) deswegen zu Plutarchs Zeiten heilig, weil ihre Frucht dem Herzen, ihr Blatt der Zunge glich. Freilich war dies ausschweifend lächerlich, aber doch kaum so unsinnig als die Heiligung eines Vogels, des Phönix, der nirgends existirte, und den Herodot nur im Gemälde sah (II. 73.)

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jemand das bisherige Verzeichniß der Ursachen des Egyptischen Thierdienstes deswegen für unvollständig erklärte, weil ich die Mode vergessen hätte, die in der Religion eben so mächtig als in den Werkstäten des Luxus sey, und eben so gut Götter, als Putzwerke schaffe. Es scheint mir in der That ein sehr gedenkbarer Fall zu seyn, daß ein District, ein Dorf

in Egypten, um nicht schlechter zu seyn, als die übrigen, die ihre eigenthümlichen Thiergottheiten hatten, die wahrscheinlich bis zuletzt übrig gebliebenen Ungeheuer dazu gewählt habe. Vielleicht würden wir auch finden, wenn wir noch tiefer in die geheime Geschichte der Egyptischen Religion hineinsehen könnten, daß, so wie Verschiedenheit der angebeteten Götter Kriege und blutige Streitigkeiten unter ihren Verehrern nach sich zog, District, Dorf und Stadtzänkereien wiederum eine Reaction auf die Wahl der Gottheiten ausgeübt haben.

VIII.
Einige Bemerkungen aus der Geschichte der Insel-Bewohner der Südsee.

Nirgend findet man mehr Räthsel, und unauflösliche Probleme, als in der Geschichte der Völkerschaften, die die zahllosen Eylande des unermeßlichen Südmeers bewohnen: in ihrem Studio stößt man augenblicklich auf Data und Erscheinungen, die einen zwingen, Ausnahmen von Regeln zu machen, die man schon als bewährte Grundsätze in der Geschichte der Menschheit angenommen hatte. Aber auch nirgends findet der Forscher der Menschengeschichte so viele wichtige Nachrichten, und Veranlassungen zum Nachdenken, als hier; nirgends so mannigfaltige Abweichungen, und Verschiedenheiten in den Leibern und Seelen der Menschen, und zwar bey sonsten anfallenden Aehnlichkeiten: nirgends eine sonderbarere Mischung von Wildheit und Kultur, vom Zustand der Unschuld, und der ausgelassensten Ueppigkeit: nirgends so viele unerklärliche Bisarrerien in Gewohnheiten, in der Eintheilung der Stände, dem Verhältnisse beyder Geschlechter, und endlich in der Art, sich zu kleiden, zu nähren, zu putzen, zu streiten, und sich zu vergnügen.

gen. Wenn jemand die unendlichen Stufen, und Annäherungen, die der wildeste Jäger, und menschenfressende Fischer durchgehen muß, bevor er den Zustand der sanftern Geselligkeit, und bürgerlichen Kultur erreicht, angeben will, der kann nur hier allein Beyspiele für die sonst gar nicht zu bestimmende Grade der menschlichen Ausbildung finden.

I. Die Seefahrer, welche zu verschiedenen Zeiten einige von den unzählbaren Inseln, die zwischen dem Aequator, und dem zwanzigsten Grade südlicher Breite liegen, und sich fast von den Küsten von Peru an bis in den Archipelagus St. Lazari über die ganze Breite des Südmeeres hinziehen, untersucht haben, fanden oft in derselbigen Gegend, oder doch unter denselbigen, oder wenig verschiedenen Graden der Breite, Menschen, die durch den großen Unterschied einzelner Theile des Körpers, und durch die Verschiedenheit der Farbe des Gesichts, und der Haare, wo nicht einen verschiedenen Ursprung, doch wenigstens eine schwer zu erklärende Völkermischung beweisen*). Alvarde

*) Die verschiedenen Arten von Negern, oder Schwarzen, die man in Guinea sowohl, als auf sehr vielen Inseln

varde Saavedra fand 1529. (Hist. de Navig. aux Terres Australes T. I. p. 160.) in Neu-
Guinea

Inseln der Südsee fand, haben den Naturgeschichtschreibern immer viele Schwierigkeiten gemacht, die ich zwar nicht ganz, aber doch größten Theils durch einige von ohngefähr gefundene Data heben zu können glaube. — Alle Naturforscher geben zu, daß diese Schwarzen, besonders die glänzenden Negern mit krausen wolligten Haaren, ihre Farbe nicht dem Klima, oder der brennenden Hitze des Himmelsstrichs, unter welchem sie wohnten, zu danken hätten, weil sonst alle übrigen Völker desselbigen Strichs ihnen hierinn gleich gewesen wären; sie wußten sich aber doch auch gar keine Verbindung zwischen Neuguinea, oder den Inseln der Südsee, und der östlichen, oder westlichen Küste von Afrika zu denken. Sie dachten nicht daran, daß die Malayen vor einigen tausend Jahren die handelnste Nation in ganz Asien war: daß ihr König der Herr der Winde, der Meere gegen Aufgang und Untergang hieß; daß sie die östliche Küste von Afrika, und die, dieser am nächsten liegende Inseln beschifften; und daß endlich nach dem Zeugnisse des Johann de Barros in seinen Dekaden, und des Flaccour in seiner Geschichte von Madagascar in der Sprache der Einwohner dieser letzten Insel sich sehr viele Malayische, und Javanische Wörter finden, die eine Verbindung des östlichen Asiens mit Afrika und Madagascar unwidersprechlich beweisen (Kaempfer.

Guinea glänzend schwarze Negern mit krausen wollichten Haaren, und mäßigen Bärten, die sie (wie

pfer. Histoire de Japon, Liv. I. ch. 6. p. 73, 81.) Eben diese Malayen breiteten sich gegen Osten eben so weit, als gegen Westen aus: sie waren die Bevölkerer meist aller großen und kleinen Inseln des Indischen Meers: ihre Sprache war, und ist noch jetzo die ausgebreiteste des ganzen Orients. Die Schwarzen von Guinea, und auf den übrigen Inseln der Südsee sind also entweder Nachkommen von Malayen, die vertrieben worden, und Schiffbruch gelitten haben, oder auch von Negernsclaven, die sie aus Afrika geholt haben. Die Japanesen fanden auf Inseln, die ihrem Vaterlande gegen Süden, und Norden lagen, schwarze Einwohner, die sie schwarze Teufel nannten (Kaempf. S. 87). Die Geschichte der Malayen, dieses noch jetzt so tapfern, unternehmenden, und von allen übrigen Asiaten sich so sehr unterscheidenden Volks, verdiente genauer, als bisher geschehen ist, untersucht zu werden. Sie ist, meiner Meynung nach, merkwürdiger, als die der Sinesen, Indier und Perser, die, eben wie die Egyptier sich stets in den Gränzen ihrer Reiche einschlossen, und sich gar keine Mühe gaben, den barbarischen Nationen, wovon sie umgeben waren, ihre Kenntnisse und Kultur mitzutheilen. Besonders verdiente es Aufmerksamkeit, wie weit die Sprache der Malayen sich auf den Inseln, und Ländern, die die Südsee bespühlt, fortgepflanzet habe.

(wie le Maire und Schouten bemerkten S. 397.) sorgfältig nährten, und weiß puderten. Eben dieser Saavedra stieß auf Inseln, die nur um einen Grad vom Aequator entfernt waren, deren Einwohner eine durchaus weiße Farbe hatten.

Alvar de Mendoza, der die Salomonischen Inseln zuerst 1567. entdeckte (Hist. des Navig. aux terres Austr. p. 173.), und nach ihm Alvar de Mindanna 1595. (S. 259. I. und II. 348.) fanden auf diesen Eylanden, die ungefähr unter dem 9 und 10ten Grad südlicher Breite, und 650 Meilen (Lieues) von der nächsten Küste Neuspaniens entfernt liegen, alle die verschiedenen Menschenarten, die aus der Vermischung von Negern und Weißen zu entstehen pflegen. Sie sahen ganz Schwarze, Mulatten, Mestitzen, und Weiße unter einander gemengt; die Haare waren in einigen kurz und wollicht: in andern lang und ungekräuselt, und in einem jeden von einer andern Farbe, die bald roth, bald blond, und so gar schneeweiß, aller Wahrscheinlichkeit nach erkünstelt war. Quiros schloß (Tom. II. S. 349.) richtig hieraus, daß die Salomonischen Inseln, und die Inseln des Mendoza, die noch näher an das

feste

feste Land von Amerika gränzen, unmöglich so abgerissen in den weiten Ocean liegen könnten, und daß man nothwendig eine bis an Neu-Guinea hinlaufende Reihe von nicht weit von einander getrennten Eylanden annehmen müsse, die nur allein eine solche Vermischung von Menschen begreiflich machen könne.

II. Eine eben so sonderbare Erscheinung ist es, daß die kleinen Inseln des Südmeeres, die Salomonischen, die des Mendoza, Quiros und Otaheita nicht allein ungleich bevölkerter sind, als Neuholland und Guinea, die man wegen ihrer Größe für feste Länder halten kann, sondern, daß ihre Einwohner um sehr viele Grade sanfter, gegen Fremde freundlicher, und mit vielen, den Genuß des Lebens verschönernden Beschäfftigungen bekannt sind, die jene gar nicht kennen. Sonst wird man finden, daß Bevölkerung und Kultur fast immer mit der Größe und Kleinheit, sonst gleich vortheilhaft beschiedener Länder, ab und zunimmt: daß die Bewohner kleiner Inseln immer rauher und wilder sind, als die von größern Eylanden, oder einem weitläuftigen Theil eines festen Landes. Die Entdeckungen der alten und neuen Beschiffer des Südmeers machen hiervon eine Ausnahme.

me. Sie trafen auf allen Inseln, die zwischen dem Aequator, und dem zwanzigsten Grade südlicher und nördlicher Breite lagen, die glücklichsten und freundlichsten Sterblichen an, die nicht allein eine Menge künstlich gearbeiteter Geräthe, sehr lange mit Segeln versehene, und mit Schnitzwerk gezierte Schiffe, geräumige, reinliche, wiewohl einfältige Cabanen hatten, sondern auch mehrere Arten von niedlichen aus Baumrinden, und Blätterfibern geflochtenen Zeugen, Gedichte, musikalische Instrumente, so gar dramatisch-pantomimische Vorstellungen, und allgemeine Freudenfeste kannten. Hingegen beschreiben uns alle ältere und neuere Reisebeschreiber die kleinen Haufen der Bewohner von Neuholland, und Guinea, als die unbändigsten und elendesten Wilden, bey denen man nicht einmal Spuren des Staunens und der Neugierde entdeckte, die eben so unwirthsam gegen die Europäer, als gleichgültig gegen ihre Geschenke waren, die entweder unter freyem Himmel, oder in den elendesten schmuzigsten Hütten wohnten, sich gar nicht, oder nur mit einigen getrockneten Baumblättern bedeckten, und fast ohne alles Geräthe, den Zustand der Wildheit

in seiner schrecklichsten, und zugleich erbarmenswürdigsten Gestalt zeigten *). Man könnte einwenden, daß Neuholland wenigstens um 20 Grade weiter gegen den Südpol liege, und daß also die Ursachen der Wildheit seiner

*) Man sehe die Beschreibung des Hawkesworth von Neuholland, und dessen Bewohnern, III. Chap. 8. p. 631. u. f. und vergleiche damit die Nachrichten des Dampier (Vol. II. Ch. 16. p. 169.) der sich diesem Lande unter dem 16 Grad 50 Min. Süderbreite näherte, und die Wilden für die elendesten, und dümmsten Menschen erklärte, die er auf allen seinen Reisen angetroffen hätte. Ferner lese man des erstern Nachrichten von Neuguinea (6°. 15'.) im 9ten Kap. S. 658. 59. aus denen erhellet, daß die Bäume und Früchte mit denen der Südseeinseln ganz genau übereinstimmen, die Einwohner hingegen an Kultur und Geselligkeit sehr weit hinter den Insulanern zurück bleiben. — Am meisten ist es zu verwundern, daß die Neuseeländer, die unter einem ungleich rauhern Himmelsstrich zwo große Inseln zwischen dem 34 und 48 Gr. südlicher Breite bewohnen, an Freundlichkeit sowohl, als an Geschicklichkeit Kleider zu weben und zu färben, Schiffe zu bauen, und auszuschnitzen, und endlich an Industrie, Erdfrüchte zu ziehen, die Otaheiten, wo nicht übertreffen, doch ihnen wenigstens gleich kommen. Ich verweise hier auf eins der merkwürdigsten Kapitel im ganzen Hawkesworth Ch. VIII. Vol. III.

seiner Bewohner in dem weniger mildern, und die Bedürfnisse des Lebens befriedigenden Erdstriche zu suchen sey: allein dieser Einwurf fällt bey den Einwohnern des nördlichen Theils, der sich bis 10 Grade südlicher Breite herabzieht, und denen von Neuguinea weg, die dem Aequator näher sind, als die von Otaheite, den Salomonischen, Mendozischen, und Marianischen Inseln.

III. Unter allen Wilden, oder nicht ganz kultivirten Völkerschaften wurden Fischer, oder Ichtyophagen schon von den Alten für die rauhesten, und grausamsten gehalten. Die Einwohner von Otaheite, und den Marianen lassen sich auf eine gewisse Art noch zu dieser Klasse rechnen, weil Fische eines ihrer wichtigsten Nahrungsmittel, Fischfangen eines ihrer Hauptbeschäfftigungen ist. Sie sind nach dem Geständnisse aller Seefahrer, die geschicktesten Schwimmer, die sie auf ihrer Reise um die Welt angetroffen haben. Dem ohngeachtet übertreffen beyde an Geselligkeit, und Mannigfaltigkeit von Entdeckungen manche Hirten- und Jägernation, die schon den Anfang zum Ackerbau gemacht hatte.

Der allgemeine Ort also von der Wildheit der Fischerhorden muß wenigstens so weit eingeschränkt werden, daß man ihn nur von solchen Ichthyophagen gelten läßt, die ganz allein, oder doch größten Theils von Fischen leben. Die Vorzüge der Südmeerinsulaner lassen sich leicht erklären, wenn man weiß, daß sie auf Erdflecken wohnen, die nicht allein durch ihre Erhabenheit über der Fläche des Meers, und die stets wiederkehrenden kühlenden Seewinde gegen die verzehrende Hitze gesichert sind, sondern, daß die Natur sie noch überdem mit dem Cocos und Brodfruchtbaum versehen habe, von denen sie Schatten, Nahrung, Kleider und Behausungen erhalten. Wenn es dem Menschen in einigen Gegenden schwer wird, den Zustand der Barbarey zu verlassen, sich selbst, und die physische ihn umgebende Natur zu verbessern; so scheint wiedrum auf diesen Inseln, die Cocos und Bordfruchtbäume tragen, die Fortdauer des äußersten Zustandes der Wildheit unmöglich zu seyn.

IV. So begreiflich bey einer solchen Lebensart, und einem solchen Himmelsstriche die ausserordentliche Stärke, Regelmäßigkeit, Schönheit ihres Körpers, und die heitere, milde

Freund-

Freundlichkeit ihres Geistes ist; so sonderbar, und ungewöhnlich ist der unmäßige Hang zur sinnlichen Liebe, und den fürchterlichsten Ausschweifungen der üppigsten Sinnlichkeit. Den Nachrichten der Engländer zur Folge hatte die aus dem Hawkesworth einem jeden schon bekannte Otaheitische Königinn Oberea nicht nur erklärte Liebhaber und Beyschläfer aus ihrem eigenen Volke, sondern überließ sich, gleich den übrigen Otaheitischen Schönen, den Engländern ohne die geringste Zurückhaltung. Sie luden gleich Anfangs die Europäischen Fremdlinge durch die nachdrücklichste Gebehrdensprache zum Genuß ihrer Reizungen ein, spotteten ihrer mit einem, selbst Engländer ärgernden Muthwillen, da diese ihren lockenden Winken nicht folgen wolten. Junge unverheyrathete Mädchen werden von ihrer ersten Kindheit an zu liederlichen pantomimischen Tanzen gewöhnt (II. Ch. 17. S. 207), deren Bewegungen selbst bey den verdorbenen Griechen, und weichlichen Asiaten nicht schlüpfricher, und zur Erweckung erstorbener Begierden geschickter seyn konnten. Junge nur eben aufblühende Mädchen von 11. bis 12. Jahren wurden öffentlich mit einer gewissen

 (II.

(II. S. 24.) Feyerlichkeit von knabenähnlichen Jünglingen unter der Anweisung der angesehensten Matronen, und namentlich der Königinn Oberea in die Geheimnisse der irrdischen Venus eingeweiht: und endlich fand man, was das allerseltsamste ist, verruchte Gesellschaften aus beyderley Geschlechtern, die in einer Gemeinschaft von Vergnügungen lebten, auf deren ausschließenden Genuß nicht ausgebildete Menschen am eifersüchtigsten zu seyn pflegen. Sie hatten es sich zum unveränderlichen Gesetze gemacht (II. S. 207.), eine jede schwangere eingeweihte Genossin von ihrer Brüderschaft auszuschließen. Eine nothwendige Folge dieser, alle Absichten der Natur vereitelnden Bande, war eine gewaltsame Ertödtung neugebohrner Kinder, eine Ruchlosigkeit, die aus ähnlichen Ursachen in den Morgenländischen Harems so allgemein ist.

Man hat die Einwohner der Salomonischen und Mendozischen Inseln nicht lange genug beobachtet, um sie von dieser Seite kennen zu lernen; allein bey den Völkerschaften der Latronischen Inseln, die gerade so weit nordwärts, als die Otaheiten südwärts von der Mittagslinie liegen, fanden die Missionarien

eben

eben die ungemäßigte Neigung zur sinnlichen Wollust, die man gewöhnlich als Vorläuferinn, oder Nachfolgerinn der höchsten bürgerlichen, in Weichlichkeit ausartenden Kultur ansieht. Viele junge Marianer (sagt Gobien Histoire des Isles Marianes II. S. 61.) haben einen außerordentlichen Abscheu vor dem Heyrathen, sie miethen daher, oder kaufen auch Mädchens von ihren Eltern um einige Stückchen Eisens, oder Schildkröten-Schalen, und verwahren sie in gewissen darzu gemietheten Behausungen, wo sie in zügelloser Gemeinschaft die Vergnügungen der Ehe genießen, ohne ihre Unbequemlichkeiten tragen zu dürfen.

Woher soll man diese ungewöhnliche Sittenverderbniß erklären, die in großen durch Weichlichkeit, und Luxus verzehrten Staaten so begreiflich ist, aber mit der geringen Ausbildung dieser Insulaner, und der sonst so allgemeinen Reinigkeit der Sitten aller übrigen ihnen ähnlichen Wilden der alten und neuen Welt einen so seltsamen Contrast macht? Woher den unüberwindlichen Abscheu vor Ehen, und den so hohen Grad von Sinnlichkeit, der in Müttern, den bei Wildinnen sonst so starken Trieb der Mutterliebe, in Männern

die Neigung zu den zärtlichsten Verbindungen erstickt? Woher die gänzliche Abwesenheit von Eifersucht, von der man gewöhnlich glaubt, daß sie in dem heißen Klima physisch nothwendig gegründet sey? Woher den Mangel aller Schamhaftigkeit, einer Tugend, die gewisse, im höchsten Grade wilde Nationen, zwar nicht kennen, aber wenn sie einmal mit ihr bekannt sind, doch nicht so öffentlich und ungescheut mit Füßen treten *).

V. Un-

*) Die Neuseeländerinnen sind ungleich verschämter, als die Otaheitinnen (III. Ch. IX. 450). Sie verkauften freylich auch ihre Schönheiten, aber aber nur mit der Einwilligung ihrer Familie, und mit der stillschweigenden Bedingung einer sittsamen Delicatesse selbst im Genuß ihrer Reitzungen. Die Engländer überraschten einige ganz entkleidet, da sie mit Austersamlen beschäftiget waren, und nahmen, voll Erstaunens, die sichtbarsten Spuren der äußersten Verwirrung an ihnen wahr. Eben so ungerne ließen die Männer sich alle Theile des Körpers entblösen, S. 454. —. Uebrigens muß ich noch erinnern, daß die Vermiethung von Weibern, und Töchtern an fremde, kein untrüglicher Beweis einer solchen Sittenverderbniß sey, als die der Otaheiten, und Marianen ist (Damp. II. 85.). Sie ist fast bey allen so eifersüchtigen Asiatischen Völkern in Pegu, Siam, Cochinchina, Cambodia.

V. Ungeachtet sich die Bewohner der Südseeinseln von allen übrigen Menschenkindern, in Ansehung ihrer Sitten, Gewohnheiten, und Neigungen, ihrer guten und bösen Eigenschaften, auf eine sehr merkliche Art unterscheiden; so stimmen sie doch in allen diesen Punkten unter sich fast ganz und gar überein. Wenn man die Beschreibung des Mindanna (Hist. des Nav. aux Terres Austr. I. S. 257. 258.) von den Inseln des Mendoza, und den Salomonischen (S. 259 — 265.) ferner die sehr wichtigen Nachrichten von den vielen Inseln, die Ferdinand de Quiros zwischen dem 10.

Cambodia, Tunquin, Vol. III. 62. und den Asiatischen Inseln üblich: die sonst noch so einfältigen Hottentoten (Tom. V. 292.) vermiethen ohne weiteres Bedenken ihre Weiber und Töchter an Holländer um eine kleine Portion Tobacks, prügeln sie aber weidlich durch, wenn sie sie im verbothenen Umgange mit ihren eigenen Landsleuten antreffen. Eben das sagen auch die Reisebeschreiber von vielen Sibirischen, und Tartarischen Völkerschaften. Diese Distinction, die so viele Völker unter ihren Landsleuten und Fremden machen, bleibt immer höchst sonderbar: vielleicht muß man die Gewohnheit der Schönen zu Babylon (Herod. I. 199.), die Voltaire so unwahrscheinlich fand, aus ähnlichen Gesinnungen ihrer Ehemänner erklären.

und 17 Grade südlicher Breite (S. 309—327.) entdeckte, und endlich die Beschreibung der Marianen (Gobien Lib. II. und Dampier Vol. I. Ch. 10.) mit den weitläuftigen Nachrichten der Engländer von Otaheite vergleicht; so sollte man glauben, daß alle diese, an beyden Seiten des Aequators aus dem Südmeer hervorragende Erdspitzen von ein, und eben derselben Nation bewohnt würden. Auf allen Inseln traf man gleiche Schönheit, dieselbigen Geschicklichkeiten im Schwimmen, Stein- und Wurfspießwerfen an. Die Männer waren so freundlich, als die Weiber schön und gefällig waren: fast allenthalben fand man dieselbigen Geräthe, Waffen, Schiffe, Kleidung, Putz, und Manier, Zähne und Haare zu färben: diese Uebereinstimmung erstreckte sich bis auf die größten Kleinigkeiten. Die Einwohner der Salomonischen und Mendozischen Inseln, färbten ihre Haare weiß, und die Zähne schwarz, wie die Marianen; sie vertauschten ihre Namen mit den Spaniern, wie die Otaheiten auch thaten, lernten Spanische Wörter nachahmen, und gebrauchen, waren gleich begierig nach Eisen, ließen sich Haare und Bart mit Vergnügen abscheeren, und Spanische Kleider

anthun,

anthun, und waren eben so bereitwillig alle Andachtsübungen der Spanier nachzuahmen: kurz, fast in allen Stücken gegen die Spanier eben das, was die Otaheiten gegen Engländer und Franzosen waren.

Unter allen diesen aber sind die Marianen, und Otaheiten sich am allerähnlichsten. Nicht blos an Farbe, Stärke, körperlichen Geschicklichkeiten, und Gemüthsneigungen sind sie einander gleich, sondern leben auch in derselbigen der Feudalverfassung ähnlichen Subordination, sind der Liebe zur Dichtkunst und Musik, den Lüsten des Fleisches auf eben die Art ergeben, wie die Otaheitaner. Beyde sind gleich eitel, und heftig in den ersten Aufwallungen des Schmerzens, und der Freude, die aber auch eben so geschwind wieder niedersinken. Nur scheinen die Marianen in einem Punkte nicht blos von den Otaheiten sondern auch von allen übrigen Halbwilden der bekannten Welttheile abzuweichen: ich meyne in der sclavischen Unterwürfigkeit, in welcher diese, ihrer körperlichen Stärke wegen so berühmte Insulaner von ihren Weibern erhalten werden, eine Unterwürfigkeit, die Gobien als die Ursache ihres Abscheues vor dem Heyrathen angiebt.

Die Weiber sind allenthalben Beherrscherinnen der Häuser und Familien; ohne sie und ihrer Zustimmung darf der Mann gar nichts unternehmen. Beweist er seiner Frau nicht die gehörige Ehrfurcht, oder ist sie sonst nicht mit ihm zufrieden, so mißhandelt sie ihn, oder verläßt ihn auch. Sie nimmt im letzten Falle alles Eingebrachte mit sich, so gar ihre Kinder, die denjenigen, welchen sie nachher als Ehemann wieder annimmt, für ihren Vater erkennen. Eheweiber haben allein das Privilegium, die eheliche Treue zu brechen; der Mann kann den Ehebrecher strafen, wie er will: aber seine Frau muß er unangetastet lassen. Wenn hingegen ein verheyratheter Mann sein gegebenes Gelübde bricht; so verschwört seine Frau sich mit allen Weibern desselben Fleckens gegen ihn, und biethet sie an einem bestimmten Platze auf. Sie erscheinen alle, eine Lanze in der Hand, und einen männlichen Huth auf dem Kopfe, ziehen in dieser kriegerischen Rüstung gegen das Haus des Beleidigers, zerstören alle seine Bäume, und Pflanzungen, und jagen ihn selbst mit körperlichen Züchtigungen aus seinem Eigenthum fort.

Andere entfliehen zu ihren Eltern und Verwand-

wandten, um ihnen das angethane Unrecht zu klagen. Diese freuen sich nicht wenig, daß sie unter dem Vorwand, ihre Tochter oder Verwandte zu rächen, Gelegenheit erhalten, sich der Güter eines andern zu bemächtigen; machen sich daher gleich auf, rauben alles, was sich fortbringen läßt, zerstören das Uebrige, und der arme Mann hat noch von Glücke zu sagen, wenn sie ihm auch seine Cabane nicht verbrennen.

Wenn anders diese Weiberherrschaft ihre völlige historische Richtigkeit hat; so gehört sie zu verläßig mit zu den Seltenheiten in der Geschichte der Menschheit, wovon man schwerlich mehrere Beyspiele antreffen wird. Sonst ist, wie bekannt, das weibliche Geschlecht bey allen Wilden und Halbwilden in der größten Abhängigkeit, und in einem Zustande der Unterdrückung, wo ihnen alle schwere Arbeiten des Hauses und des Feldes zu fallen *). Die reisende Engländer haben, wie auf viele andere merkwürdige Dinge, so auch auf die Situation des andern Geschlechts, und sein Verhältniß gegen das Männliche bey den

*) Man könnte mir hier das Zeugniß des Diodors (I. S. 3.) entgegensetzen, welcher sagt, daß man in Egypten aus dankbarer Hochachtung gegen die Isis, König-

den Otaheiten, nicht genug acht gegeben. Einzelne durch den Hawkesworth zerstreuete Data scheinen sich zuwidersprechen, oder sind wenigstens so beschaffen, daß ich sie nicht zusammen reimen kann. Darinn stimmen die Otaheiten mit den Negern, Caraiben, und allen Wilden von Amerika, die Weiber als Sclavinnen schätzen, und arbeiten lassen, überein, daß sie niemals in Gesellschaft ihrer Weiber essen, und die letztern an eine solche Entfer-

Königinnen mehr als Könige schätzen, und den Weibern dieses Landes die Herrschaft über ihre Ehemänner überlassen habe, ja so gar in den Ehepacten abzutreten pflege. — Allein er hat hier, wie in unzähligen andern Stellen, die Wahrheit verschönert, oder aus seinen Bemerkungen zu viel geschlossen. Weil die Weiber in Egypten (Herod. II. 35), wie in vielen morgenländischen Reichen, in Tunquin, im Königreiche Achim auf Sumatra (Tom. III. 160. Damp.) handelten, wechselten, und Wirthschaft trieben, während daß die Männer zu Hause ruhig arbeiteten; so schloß unser Grieche, der hieran nicht gewohnt war, daß die Rechte und Vorzüge, wie die Beschäfftigungen, von beyden Geschlechtern gegen einander ausgetauscht wären. Unterdessen sehe man einige Nachrichten eines sonderbaren Weiberregiments in Achim auf Sumatra (III. 171. 173. Damp.) wo stets eine alte Jungfer herrscht, unter welcher aber zwölf Oronkeis, oder angesehene Männer eigentlich regieren.

fernung gewohnt, durch alle Zuredungen der Engländer nicht bewogen werden konnten, diese ungesellige Sitte zu beleidigen. Hieraus sollte man schliessen, daß die Weiber bey den Otaheiten in eben einem solchen Zustande der Dienstbarkeit, wie bey allen übrigen rohen Völkern lebten. Auf der andern Seite aber treffen wir eine weibliche Königinn an, die zu einer gewissen Zeit Stämme beherrschte, Liebhaber unterhielt, und eben so sehr als ein männliches Haupt eines Stamms verehrt wurde. Dergleichen wird man bey allen Wilden, so wie die Ungebundenheit in ihrer Lebensart vergebens suchen. Alles dies scheint wiederum einen Grad von Freiheit zu beweisen, der dem Marianischen Weiberregimente nahe kommt.

Die so außerordentliche Aehnlichkeit in der Lebensart, den Sitten, Gewohnheiten, und Neigungen aller Südseeinsulaner rührt aus der eben so großen Aehnlichkeit des Erdbodens, worauf sie leben, der Luft, die sie athmen, der Früchte und Lebensmittel, die sie zu sich nehmen, her. Alle oben genannte Inseln haben Schweine, und Hüner, Cocosnüsse und Brodfrucht, welche letztere Mendoza 1595. (S. 287. Hist. de Nav. aux terres Austr.) in den

Inseln

Inseln des Mendoza antraf, weitläuftig beschrieb, und weises Essen (blanc manger) nannte. Dampier fand sie gleichfalls (S. 377. Vol. I.) auf der Insel Guain, einer von den Marianen, und nannte sie schon fruit a pain, bread fruit.

Ich will meine Bemerkungen, mit einigen Zweifeln über die in unsren Tagen so berühmte erste Entdeckung der Insel Otaheite schließen, die die Franzosen, und Engländer sich einander streitig zu machen suchen. Wenn man die Geschichte der Schiffarthen des 16. und 17. Jahrhunderts nur obenhin studirt hat; so muß einen nothwendig der Gedanke aufsteigen, daß jene große Beschiffer unbekannter Meere nicht so viel Lermens um einer einzigen kleinen Insel willen gemacht hätten. Mendoza, und Mindanna im sechzehnten, und Ferdinand de Quiros in 12 Jahrhundert, entdeckten unter demselben Grade der Breite eine zahllose Menge von Inseln von gleicher Größe, denen sie freylich Namen gegeben haben, die aber in der Folge entweder vergessen, oder doch ungewiß geworden sind. Besonders sind die Inseln, die der letztere 1606. auf seiner Südseefarth antraf, Otaheite, und den angränzenden Eylanden an Lage, Früchten und Einwohnern

so

so ähnlich, daß ich fast überzeugt bin, diesem einsichtsvollen Reisenden gebühre im Anfange des 17 Jahrhunderts der Ruhm der ersten Entdeckung. Er schiffte von Lima aus zwischen dem 10. und 20. Grade südlicher Breite, bis an die Küsten von Neuguinea. Man lese in einem kurzen Auszuge (Hist. de Nav. aux terres Austr. I. S. 315. u. f.), was er von der Insel des schönen Volks sagt, die 13. Gr. südlicher Breite lag, deren Einwohner vorzüglich schön und weiß waren, und eben die Früchte, Kleider u. Waffen hatten, die die Engländer und Franzosen bey den Otaheiten entdeckten; vorzüglich fiel den Spaniern die Schönheit und Gefälligkeit der Wildinnen auf, die ihrem Geständniße nach, die Damen von Lima beschämen würde. Eben so sehr stimmt das, was er S. 321. von der Insel Taumago (12. oder 13. Gr. südl. Br.) und den Inseln Nuestra Sennore de Luze (14. Gr. südl. Br. S. 325.) und deren Bewohnern sagt, mit den Nachrichten der Engländer und Franzosen von Otaheite überein, und ich glaube daher den Letztern kein Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß Quiros unter den vielen Inseln, die er in demselben Grade der Breite, worinnen Otaheite liegt, fand, wahrscheinlich auch diese jetzt durch ganz Europa bekannte Insel gesehen, und beschrieben habe.

IX.

Oratio de Philoſophia Ciceronis, eiusque in vniuerſam Philoſophiam Meritis.

Quum mihi ante aliquot menſes Regis Clementiſſimi gratia munus Profeſſoris ordinarii demandatum ſit: officii ratio a me poſtulat, vt gratum tantique beneficii memorem animum publice teſter, ſimulque more maiorum de re quadam, ſtudiis meis accommodata, verba faciam. Cui officio, vt ſatisfaciam, Ciceronis philoſophandi rationem, eiusque in Philoſophiam merita breui oratione illuſtrare mihi propoſui, quam vt beneuolo animo accipiatis, etiam atque etiam rogo.

Neminem veſtrum ignorare arbitror, Auditores, Ciceronem omnium, quos Roma genuit, Philoſophorum, maxime diuerſa, nec raro ſibi contraria doctiſſimorum hominum iudicia eſſe expertum. Plurimi, doctrinae atque ingenii gloria florentes viri, Ciceronis philoſophiam, ſummis laudibus in coelum efferre conati ſunt: iisdem eum diuini ingenii viribus, eadem dicendi copia, quibus olim in foro regnauerit, atque Romanae Eloquentiae parens dici meruerit, grauiſſimas quoque, et ex intima philoſophia depromtas ſententias pertractaſſe iudica-

verunt.

verunt. Alii contra, iique minime contemnendi homines, Ciceronem paene e philosophorum choro sustulerunt. Nec hi quidem negant, beatam ingenii vbertatem, admirabilem industriam, immensam lectionem Ciceroni adfuisse: vno denique ore profitentur, illum dicendi potestate, verborum delectu, et numerosa compositione omnes, quotquot fuerunt, Romanorum Philosophos longissime superasse: ipsum tamen illud bene ornateque dicendi studium, cui intemperantius indulserit, in caussa fuisse putant, quare minorem Philosophi gloriam apud posteros laboribus suis consecutus sit. Immodicae nempe oratoriae ostentationi vnice tribuendum esse, quod verbis pondus, sententiis grauitas, vniuersae vero orationi auctoritas absit. Tandem concludunt: Ciceronem eum non esse Philosophum, qui iuuenibus, ad veram nec loquacem sapientiam festinantibus exempli instar commendari possit et debeat.

Arduum sane et audax negotium foret, adeo inter se pugnantia doctorum virorum iudicia conciliare, et ex iustis laudibus, et reprehensionibus accuratam de Ciceronis in philosophiam meritis sententiam componere; si tantum mihi sumerem, vt meo qualicunque iudicio

cio ceteris omnibus liberam de tanto viro iudicandi poteſtatem eripere conarer. Iam dudum vero hoc mihi perſuaſum habui, non ſolum rem mali exempli, ſed arrogantis etiam ſibique nimium tribuentis animi indicium eſſe, ſi quis ex ſua ſententia magnorum virorum famam, et exiſtimationem pendere, atque ad hanc potiſſimum normam eorum merita exigere velit. Neque igitur, tum huius praecepti, tum virium, quas modicas in me eſſe ſentio, memor, meum de Ciceronis Philoſophia iudicium ita explicabo, quaſi ſolus veritatem perſpexerim, nec plura immortalis viri merita diligentiam, et qualecunque meum ingenium effugere potuiſſent.

Antequam vero ad ſingula Ciceronis in philoſophiam merita enarranda progrediar; non abs re erit, de temporibus, quibus prouidentia diuina naſci illum voluit, deque Imperii Romani ſtatu, qui illum excepit, pauca quaedam praemittere. In adultam igitur Romanae Reipublicae aetatem incidit Cicero, qua ad ſummum magnitudinis faſtigium euecta, totum fere terrarum orbem victoriis atque triumphis peragrauerat, atque ſibi ſola immani mole formidoloſa erat. Carthago, Numantia, Corinthus

thus deleta: Asia aut sub iugum missa, aut in precariam populi Romani amicitiam recepta: Regnum Macedonicum cum Perse euersum: ipsa artium et scientiarum mater, Graecia, in prouinciae formam redacta erat: Aegypto, Galliis, et aliquot Asiae nationibus exceptis, quae paulo post, viuo adhuc Cicerone, immenso ciuitatis corpori, velut paruae accessiones adiungebantur, omnes quotquot terrarum orbem incolebant, humano cultu emollitae gentes properantibus fatis sub populi Romani dominatum, incredibile dictu, quam exiguo temporis interuallo, tractae erant. Omnia, quaecunque ad illud vsque tempus per saeculorum silentium florere, et adolescere, vel labefactata sensim declinare coeperant regna, vnius populi furore dicam, an animi magnitudine prostrata iacebant. In omnium gentium ruinis suum imperium, in earum seruitute suam ipse libertatem, foede mox diuendendam, erexerat.

Tantas, et tam subitas rerum conuersiones fieri non poterat, quin maximae morum, artium, scientiarum vicissitudines et migrationes consequerentur. Nescio vero, an deuictarum gentium vlla tam subito in aliam quasi formam transmutata sit, quam ipse terrarum orbis vi-

ctor, et moderator, populus Romanus. Omnes enim illae virtutes, bonae belli pacisque artes, quibus gens Romana vſque ad belli Punici ſecundi finem hoſtes debellauerat, debellatis iuſte et modice imperauerat, ſimul cum Carthagine, Corintho, et Numantia funditus deletae videbantur. Vna cum euerſarum vrbium ornamentis, exſtinctarum nationum ſpoliis, omnium denique terrarum diuitiis, ignota quoque, et inaudita ante vitia Romam, velut in ſentinam, confluebant, et cum propriis ſuperbe dominantium vitiis mixta, per omnes aetates, ſexus, ordines contagione quadam adeo repente diſſeminabantur, vt nepotes auis ſuis diſſimillimi, Respublica vero vniuerſa paucorum annorum interuallo alia exiſtere videretur. Non attinet dicere, quot virtutes nimia Romanorum felicitate exſtinctae, quot vitiorum, et ſcelerum nefandorum monſtra inde enata ſint, quum in hac morum corruptione florentiſſimi Rerum Romanarum ſcriptores, ingenium ſuum, et dicendi vim exercuerint. Illud tamen ſilentio praeterire non poſſum, artes atque ſcientias prope omnes pediſſequarum inſtar fortunam eſſe ſecutas, et ſimul cum vitiorum cateruis Romam, terrarum dominam, commigraſſe. Ab initiis

enim

enim saeculi, post Vrbem conditam, septimi Graecae literae in hac vrbe non solum innotescere, verum etiam ob omnibus nobilium familiarum iuuenibus auidissime edisci coeperunt: inprimis vero Graecorum Philosophia tanto ardore accepta est, vt ea Romae potius, quam Athenis sedem suam fixisse videretur. Ipsi Sapientiae Professores adeo non defuerunt Romanorum desideriis, vt potius, quanta poterant, festinatione in nobilissimorum virorum domos properarent, vbi in familiarium numerum recepti, summa cum dignitate, Romanarum victoriarum praemiis fruebantur.

Longum sane agmen foret, si quis omnes omnium sectarum Philosophos enumerare vellet, qui post illa tempora, quibus Cato Carneadem cum sociis vrbe et agro Romano non sine ignominia expulerat, vel sponte, vel illustrium virorum inuitatione illecti, Romam sese contulerunt. Inter omnes constat, Scipiones, Laelios, Tuberones, Scaevolas, Catones, nobilissimos Graeciae Philosophos secum habuisse, atque tum domi, tum foris, eorum consiliis, et opera vsos esse: Lucullum vero, Asiae, post Alexandrum, maximum victorem in amplissimis domibus totas Graecorum hominum cater-

vas aluiſſe. Hac tanta Romanorum in perdiſcenda Philoſophia induſtria, et Graecorum in communicandis doctrinae diuitiis alacritate, id tandem effectum eſt, vt nemo ſibi liberaliter educatus, et politiore elegantia inſtructus videretur, niſi Graecorum ſapientum diſciplinas animo penitus imbibiſſet. Omnes igitur, quae Athenis florebant, philoſophorum familiae inter Romanos proceres fautores, adſtipulatores, et patronos inueniebant: quaedam etiam, quae in ipſa Graecia deſierant, a ſummis Romanorum ingeniis in lucem reuocabantur.

Tametſi vero Graecorum litterae, et vniverſa philoſophia ex ipſis fontibus in Romanorum animos transfuſae eſſent, eadem tamen litterarum, quae diuitiarum ex omnibus terris direptarum, ratio erat: ab admodum paucis, iisque potentiſſimis poſſidebantur. Sola beatorum limina ſalutabat philoſophia: in horum domibus verſabatur: in eorum penetralia ex pauperum conſpectu recedebat: cetera vero Romanorum turba, quibus per Graeciam peregrinandi, aut Graecorum philoſophos magnis ſumtibus alendi poteſtatem fortuna denegauerat, eadem doctrinae, qua opum penuria premeban-

mebantur. Neque enim potentiores, qui philoſophiam, velut ſibi propriam, vindicauerant, operam dabant, vt ea ſenſim ad inferiores ordines deſcenderet, atque propagaretur. Aut ſibi et vitae philoſophabantur: aut ſi quid ſcriberent, Graecorum lingua vti ſolebant, ad omnes, quas animo concipiebant, notiones atque ſententias exprimendas, a pluribus retro ſaeculis elaborata. Graecorum igitur, eorumque linguae nimium amantes, ciues ſuos negligebant, et patrium ſermonem, velut horridum, et deſperatum, faſtidiebant. Maxima ergo Romanorum pars ſcientiarum atque Philoſophiae exſors: Romana vero lingua inculta, et Philoſophorum vſui inepta negligebatur.

In hoc Romanae litteraturae ſtatu Cicero omnium primus magno animi auſu ſibi proponebat, non ſolum Philoſophiam, quae adhuc in paucorum domibus incluſa fuerat, in forum, et populi frequentiam deducere, verum etiam patrium ſermonem excolere, et nouis, vbi opus eſſet, verbis ita augere, vt in philoſophorum notionibus accurate et luculenter declarandis, cum ipſa Graecorum lingua certare poſſet. Quod ad propoſitum vt eo certius perueniret, primum iuuenis Graecorum ſcripta totidem

verbis latine reddere incepit, deinde adultiore et ſimili aetate, ex omnibus, quibus diuerſae Graecorum diſciplinae conſtabant, partibus grauiſſimas materias ſelegit, quas eodem ordine eadem argumentorum ſerie, et coagmentatione explicaret, qua Graecorum philoſophorum principes de iisdem quaeſtionibus diſſerere ſolebant. Vix dici poteſt, quantas difficultates in hoc negotio, tum perficiendo, tum ciuibus ſuis commendando Cicero inuenerit, et omnium feliciſſime ſuperauerit. Plures enim philoſophiae ſtudium tanquam ipſius auctoritate indignum improbabant: longe maior pars Ciceronis inceptum, Graecorum Philoſophiam latino ſermone pertractandi, tanquam prorſus inutile reiiciebant: eruditos nempe ex ipſis fontibus doctrinam petituros, indoctos vero ne latina quidem curaturos eſſe. His falſis criminationibus et terroribus egeſtas patriae linguae, omni fere verborum apparatu deſtitutae, accedebat. Neque tamen Cicero aut ciuium faſtidio, aut Romanae linguae penuria ab incepto ſuo dimoueri potuit. Vanas, quas memoraui, opiniones cuiusuis fere libri initio refellebat; modo hanc, modo illam philoſophiae partem attingebat; et tandem nouis rebus noua nomina

mina imponendo, vetera et obſoleta reuocando, trita vel dilatando, vel anguſtioribus terminis coërcendo, eo rem perduxit, vt omnium ſectarum philoſophi, Romanorum lingua vtentes, de omnibus cuiuis diſciplinae propriis quaeſtionibus, eadem fere perſpicuitate et elegantia diſputare poſſent, quam Graeca, omnium linguarum copioſiſſima, praeſtabat. Hac ratione Cicero fructus, quos cultoribus ſuis Philoſophia praebet, cum iis quoque, qui Graeca neſciebant, communicauit: plures praeterea doctos homines tum exemplo ſuo, tum adhortationibus accendit, vt eodem modo de ciuibus ſuis bene mererentur: et horum denique auxilio, ſua tamen potiſſimum induſtria, tantum effecit, vt Romanorum lingua, ad philoſophorum meditationes illuſtrandas nunquam ante adhibita, omnibus numeris perficeretur.

Si horum laborum tum magnitudinem, tum difficultatem animo mecum reputo, et ab hac cogitatione ad illam alteram tranſeo, quantum, quamque fructuoſum negotium ſit, inferiores populi ordines non ſolum vtiliſſimis doctrinis, verum etiam nouarum rerum nouis nominibus locupletare: non poſſum non ſaepius dubitare, an adeo magnus philoſophorum numerus ſit,

quo-

quorum merita cum Ciceronis meritis comparari queant. Haec ſaltem affirmare auſim, eos, qui de Cicerone minus honorifice ſenſerunt, et adhuc ſentiunt, cum eo in gratiam redituros eſſe, ſi magna illa beneficia, quae, tum peruulganda Philoſophia, tum patrio ſermone locupletando, in ciues ſuos contulit, omnia ſigillatim enarrare, longinquitas temporum, et ſcriptorum incuria pateretur. Quum vero plurima fructuum, quos Romani ex Ciceronis ſcriptis perceperunt, veſtigia aetas deleuerit: hoc ſaltem nobis, quos ad tuendam ipſius gloriam gratus animus excitauit, relictum eſt, vt tanti viri labores cum aliorum induſtria conferamus, et ex hac comparatione coniectando aſſequamur, quantum vniuerſa Philoſophia, quantum gens Romana, quantum omnes denique aetates et nationes (quae ab illa philoſophiam per manus traditam acceperunt) Ciceroni debeant.

Recens adhuc memoria eſt ſqualidae illius, et foedae barbariei, qua philoſophia, et patria lingua per vniuerſam Germaniam oppreſſae erant; in oculis paene noſtris egregii viri verſantur, quorum opera philoſophia compedibus, quibus vincta tenebatur, patrius ſermo ſordibus,

quibus

quibus deformatus erat, liberatus eſt: omnium denique animi ad eorum nomina excitantur, qui philoſophiam ex ſcholarum carceribus, in quibus putidorum hominum digladiationibus miſere vexabatur, extraxerunt, atque de rebus tum humanis, tum diuinis pure atque ornate ciuium ſuorum lingua ſcribere conati ſunt. Multum quidem abeſt, vt difficile, et impeditum negotium, quod tot, tantique viri aggreſſi ſunt, perfectum prorſus et conſummatum ſit: neque enim lingua noſtra adeo tenera et flexibilis eſt, vt quocunque eam ducas, ſequatur: neque adeo copioſa, vt omnium philoſophorum, tum veterum, tum recentiorum cogitata ea exprimere poſſis: ſed inchoato etiam opere ni immortalitatem, ſaltem omnium, qui litteris bene volunt, gratiam meruerunt. Arduum vero hocce opus, quod tot ingenio, et varia doctrina inſtructi viri incipere tantum potuerunt, vnus Cicero non ſolum exorſus eſt, verum etiam perfecit. Poſteris enim, qui ad philoſophiae ſtudium ſeſe accingentes, caſte et latine loqui volebant, omnem fere, noua verba inueniendi, gloriam ita praeripuerat, vt inuentis eius grato animo vti, ipſis tantum relictum eſſet.

Neminem tamen credo, tam difficultates, quam vtilitates, cum his laboribus coniunctas, magis Cicerone ipſo, ſenſiſſe, atque peruidiſſe. Quemuis enim librum ab incepti ſui magnitudine, et commendatione exorditur: ad quamvis materiam, hisce veluti communibus locis, aditum ſibi parat: Philoſophiae hactenus Romae peregrinanti a ſe ciuitatem quaſi datam, ciues vero laboribus ſuis non ſolum rerum, verum etiam verborum copia auctos eſſe. Vellem equidem, vir ceteroquin magnus, in meritorum ſuorum oſtentatione parcior fuiſſet: neque tamen puto, illum in hac occaſione nimis de ſe gloriatum eſſe, eiusque merita verborum magnificentia ſuperari. Laudes vero, quas Cicero tanquam debita laborum praemia antecapiebat eo lubentius, quiuis de natura humana benigne ſentiens ipſi condonabit, quo magis perpendit, illum forſan omnium, quotquot tunc temporis florebant, Romanorum principum vnicum fuiſſe, qui huic negotio conſummando ſuffecerit. Plures erant, qui cum Cicerone de Latini ſermonis puritate, et numeroſa orationis compoſitione certabant: vnus vero et alter, a quo ſeſe ſermonis elegantia, et feſtiuitate ſuperari ipſe fatebatur: nemo vero tunc temporis, quod

magno

magnorum ingeniorum feracissimum erat, existebat, qui vniuersam Philosophiam tanto studio pertractasset, quemque omnes tanto consensu patriae linguae iudicem et arbitrum constituerent. Non immerito itaque dubitari potest, an ex omnibus Ciceronis aemulis vllus ea fuerit auctoritate, qua opus erat, ne ampla nouorum et inusitatorum verborum supellex a superbis Romanorum auribus fastidiretur. Ciceroni vero nihil eiusmodi metuendum erat, quum omnibus doctis atque indoctis, de penitus ab ipso perspecta Romanae linguae indole adeo persuasum esset, vt nemo recusaret noua vocabula velut pura et proba recipere, modo a Ciceronis ingenio profecta essent.

Hactenus ea, qua potui, breuitate beneficia exposui, quibus Cicero ciues suos sibi obstrinxit: reliquum est, vt eodem modo persequar, quantum insequentium aetatum homines, quantum nosmet ipsi, tot saeculis ab ipso distantes, egregio viro debeamus.

Licet Cicero ab illo inde tempore, quo primum ad Rempublicam accesserat, causarum defensionibus, amicitiis et clientelis tuendis, inimicitiis aut exercendis, aut propulsandis, amplissimis denique muneribus administrandis

occupatus eſſet: adeo infinitam tamen doctrinae et lectionis copiam ſibi comparauit, vt per totam vitam litterarum ſtudiis deditus fuiſſe videri queat. Nos quidem, qui omnem aetatem per doctum otium tranſigimus, non poſſumus non, aut rubore ſuffundi, aut animos demittere, ſi eruditionis gloria ab illo nos ſuperari animaduertimus, qui Muſarum ſedes, et Philoſophorum gymnaſia per ea tantum intervalla frequentabat, quibus ex negotiorum fluctibus, aut perturbatae reipublicae procellis, illuc quaſi in portum ſeſe recipere poterat. Pauculos illos vel dies, vel menſes, quos forenſibus operis ſurripere ipſi dabatur, laudabili temporis auaritia in illa animi laxamenta impendebat, quae maxima hominum pars veluti grauiſſimos labores refugere ſolet. In villam nempe ex vrbis ſtrepitu recedens totum ſeſe in bibliothecam, omni librorum genere inſtructam, abdebat, tantaque auiditate veterum monumenta peruoluebat, vt de Cicerone rectius dici potuiſſet, quod ipſe de Catone praedicabat, illum libris helluatum eſſe. Nullus Graecorum et Romanorum ſiue poëtarum, ſiue philoſophorum, ſiue hiſtoriae ſcriptorum intactus illi manſit: philoſophorum inprimis ſcripta adeo

ardenti

ardenti ſtudio conquiſiuit, vt ego ſaltem neminem ex omnibus Philoſophiae Graecae aetatibus appellare audeam, quem Cicero non viderit, legerit, pernouerit. Neque tamen legendi voluptati adeo indulgebat, vt lecta memoriae mandaſſe contentus, nihil eorum, quae inuenerat, vel ipſe cogitauerat, litteris conſignaret; verum potius otium inter legendum et ſcribendum tam aequabiliter diuidebat, vt nihil memoratu dignum legeret, quin illud ſuo tempore, proprio iudicio adiuncto, ciuium ſuorum lingua redderet, et explicaret. Huic incredibili Ciceronis in ſcribendo et legendo induſtriae vnice debemus, quod multas Graecarum diſciplinarum partes, quas ſine Ciceronis auxilio aut prorſus ignoraremus, aut mutilatas haberemus, vel vniuerſas iterum ex eius ſcriptis eruere, vel laceratas reſtituere queamus. Nuſquam enim Cicero nuda Philoſophorum decreta, ſine ordine, et verborum perſpicuitate lectoribus ſuis propinat: verum ſententias veterum omni argumentorum robore ſuffultas ita tradit, vt non ſolum, quid ſenſerint, ſed quibus ex rationibus ſenſerint, perſpicere poſſis.

Ne vero de Cicerone nimis praedicaſſe videar, pauca tantum capita breuiter adducam,

ex quibus patebit, illum multarum diſciplinarum ſeruatorem, et vindicem iure appellari poſſe. Omnia veteris Academiae, ſiue Platonis ſucceſſorum monumenta, hominum ſiue negligentia, ſiue barbarie prorſus exſtincta ſunt; fragmenta vero, quae in aliis ſcriptoribus occurrunt, adeo pauca, obſcura, et minus cohaerentia ſunt, vt earum ope ne ſuſpicari quidem tam illuſtrium virorum ſententias poſſis. Cicero vero quarto et quinto de Finibus libro omnem veteris Academiae philoſophandi rationem ita pertractauit, vt hiſce libris deſiderium tanta iactura excitatum, leuari quodammodo queat. Nihil porro de Antiochi, nobiliſſimi Stoicorum Philoſophi inſtitutione, nihil de ſingulari illius, res nouas moliendi ſtudio, ſciremus, niſi Cicero Academicarum Quaeſtionum primo diſciplinam eius, qua Stoica, Platonica, et Peripatetica miſcebat magis, quam copulabat, et argumenta, quibus contra recentiores Academicos pugnabat, accurate expoſuiſſet. Carneades denique et ſubtiliſſimae eius diſputationes contra Stoicorum de Diis et Fato ſententias aeterna nocte oppreſſae iacerent, niſi Cicero diuini huius ingenii inuenta, et rationum concluſiones in libris de Natura Deorum, de Diuinatione et Fato

ab

ab interitu vindicasset. Ceterorum Graeciae Philosophorum differendi rationes, dogmata et disciplinas sine Cicerone non prorsus quidem ignoraremus, neque tamen vlla est, quae ex eius scriptis, quoad sententiarum ordinem, et aptam argumentorum dispositionem emendari, et illustrari nequeat. Quid Stoici de Mundo, et Prouidentia senserint: qualis Chrysippi de Fato, omnium vero Stoicorum de animi Perturbationibus, et Officiis sententia fuerit, ex aliis etiam fontibus declarari posset: vehementer tamen dubito, an sine Ciceronis libris illa, quam Cicero saepius in Stoicis miratur, sententiarum coagmentatio, et quibus singula quaeque confirmare conati sunt, argumenta ex ipsis Epicteti, Senecae, et Antonini, Commentariis inueniri possent. Idem quoque de multis Epicureorum disciplinae partibus affirmari potest: de Diis saltem doctrinam neque Epicurus ipse, neque Lucretius tam clare et perspicue explanauit, quam Cicero in primo de Natura Deorum libro. Praeter vniuersas vero Philosophiae institutiones, et magnas earum partes, quae ex Cicerone vel peti, vel illustrari possunt, innumera adhuc omnium Philosophorum singula minoris argumenti dogmata sunt,

quae alibi vel fruſtra quaeruntur, vel ſine Ciceronis teſtimoniis intelligi nequeunt. Quae, ſi ſingulatim exponere, et in vnum corpus colligere vellem; nec finem, nec exitum mea inveniret oratio. Ex iis vero, quae hactenus attuli, illud meo iure concludere arbitror: Ciceronem tum fideliſſimum, tum locupletiſſimum antiquae Philoſophiae auctorem eſſe: ex illius, quamuis miſere laceratis, ſcriptis omnium fere diſciplinarum aedificia exſtrui poſſe: ſine eo vero disiectas veteris ſapientiae tabulas nunquam in vnum et continuum corpus potuiſſe componi.

Ciceronis igitur ſcripta a quouis liberaliter erudito diligenter peruoluenda eſſent, ſi nullum aliud, quam fidelis hiſtorici munus expleviſſet: quanto maiore animi ardore omnibus, qui aut docti eſſe, aut videri volunt, ad illum accedendum eſt, quum inueniendi vis et recte de rebus iudicandi poteſtas, a nemine melius alatur, et acuatur. In omnibus nimirum libris Socraticum diſſerendi morem ſequens, ab vna parte ſententias, et quibus nituntur rationes, ſumma arte diſponit: his vero ita diſpoſitis, contrarias opiniones eorumque argumenta ita in aciem educit, vt quiuis ex earum conflictu,

quid

quid in vtraque parte parum firmum, quid veri similius sit, facile intelligere possit. Nullo enim vitae tempore Cicero vni se disciplinae constringendum dederat, neque certis et destinatis sententiis totum sese adeo dedicauerat, vt etiam, quae non probaret, constantiae causa defendere cogeretur: verum potius sine partium studiis omnium aetatum opiniones ita percurrebat, vt quidquid ad veritatem maxime ipsi accedere videbatur, sequeretur. Hoc philosophandi et disserendi more eam tandem animi moderationem consecutus erat, vt in recensendis aliorum sententiis nunquam subdole, et ex insidiis, rationum conclusiones infringeret, quo facilius refutari possent. Nemo in exponendis Philosophorum opinionibus fidelior, in refellendis acrior et fidelior, in disputando magis suus. Cicerone igitur duce non solum discimus, quid statuerint veteres Graecorum Philosophi, verum etiam in quibus ab omnibus peccatum sit: quid nimis ab illis vel affirmatum, vel negatum sit: assuescimus denique, et sine iracundia refellere, et sine pertinacia refelli.

Multi sunt, qui Ciceronem per omnem vitam eam philosophandi rationem secutum esse putent, quam, post Pyrrhonem, Arcesilas inter Graecos instituerat, qua omnis veri certa comprehensio, et veri, falsique regula prorsus tollebatur. Negari quidem non potest, Ciceronem in Lucullo nouae Academiae fautorem sese profiteri; in multis vero aliis scriptorum suorum locis saepius illam repetere confessionem: nul-

lam ſe certam diſciplinae formam ſequi, neque aliquid ita fixum ratumque habere, quin illud falſum eſſe poſſe exiſtimet. His vero non obſtantibus, ex ſcriptis eius probari poteſt, illum Academicae philoſophandi rationis non ſemper memorem, ſententias quasdam ita adoptaſſe, quaſi veri aliquid percipi et comprehendi poſſit: alias contra ita repudiaſſe, vt illum non omne veri et falſi diſcrimen ſuſtuliſſe appareat. Nulla certe philoſophorum familia erat, quae vniuerſam ipſi diſciplinam probaſſet; admodum tamen paucae relinquebantur, quarum opiniones ad vnum omnes veluti anilia commenta abieciſſet. Stoicos in omnibus fere libris laceſſit, eorumque decreta non ſolum rationibus, verum etiam amaris ſalibus, et iocorum petulantia oppugnat: et nihilo tamen ſecius Stoicarum enunciationum contextum, et virile doctrinae robur ita admirabatur, vt illos in praeclaris de Officiis libris ſequeretur. Moralem vero Philoſophiae partem, qualem veteris Academiae Doctores elaborauerant, tanta animi contentione explanat, et omnium maxime humanae naturae accommodatam eſſe praedicat, vt in quarto et quinto de Finibus libro omnium de aſſenſus retentione praeceptorum oblitus eſſe videatur. Vni vero Epicuro, vel eius potius diſciplinae inimicior erat: Illius de Diis opinionem grauiſſimis rationibus et acerba vrbanitate deridendam propinat: de bonorum vltimo vero ſententiam tam validis argumentis, tanta animi commotione, tam admirabili denique eloquentia

tia euertit, vt vel virtutem se ipsam defendisse, vel Ciceronem se ipsum superasse dici posset. Recte igitur, si quid video, ii iudicant, qui Ciceronem interdum ab Arcesila et Carneade ad antiquiores Philosophos, qui de veritatis inuentione non prorsus desperauerant, desciuisse arbitrantur.

Quum igitur Cicero laboribus suis, et praeclaris in Philosophiam meritis maxima non solum in ciues, verum etiam in posteros beneficia contulerit; optandum fuisset, illum ipsum quoque ex Philosophiae studio omnes eas vtilitates percepisse, quas suis illam cultoribus praestare, sancto eius numine afflatus, splendida saepius oratione praedicat. Nunquam vero eo animo in perdiscenda Philosophia operam collocauit Cicero, vt eam vitae ducem sequeretur, atque ad diuinae huius praeceptricis leges, naturam, mores, et actiones componeret. Iuuenis eam tanquam eloquentiae ministram amplectebatur, quae arma ipsi suppeditare posset, quibus adversarios, hisce subsidiis destitutos, prosternere valeret: Senex vero in Tusculanum suum eiectus propterea ad illam recurrebat, quod in ipsa dulce curarum lenimen, suauissimam otii oblectationem, et eloquentiae, quam nunquam deserebat, altricem inuenire speraret. Ex hoc peruerso Philosophiae studio, omnia fere vitia fluxerunt, quae intelligentes, nec partium studio abrepti viri, in eius philosophandi ratione, et commentariis iure reprehenderunt. Inde desultoria illa leuitas, qua nunquam sibi similis,

lis, eosdem viros, eadem decreta, easdem disciplinas omnibus modo laudum titulis ornabat, modo proterua dicacitate traducebat. Transfugae instar ex veteri Academia in novam, e Lyceo in Stoicorum castra transiliebat, quod nunquam fecisset, nisi scientiae et ostentandae facundiae magis, quam vitae philosophatus esset. Ex iisdem caussis Stoicorum et Epicureorum contemtus, Academicorum et Peripateticorum existimatio deriuanda est: illos velut horridos et incultos refugiebat, horum vero doctrinam et libros omnium maxime amabat, quod Philosophiam verborum ornatu illustriorem reddidissent. Quum igitur Cicero minus curaret ea, quae ipse sentiret, luculenter explicare, quam in quauis sententia, in quam forte inciderat, dicendi vim experiri: non poterat non fieri, quin grauitas illa et auctoritas, quae intimos sensus nostros percellit, ipsius orationi detraheretur. Doctiores igitur, facundiores, in iudicando, et inueniendo perspicaciores, raro vero meliores, et animo commutati a Ciceronis lectione reuertimur.

Neque tamen dissimulandum est, haec, quae memoraui, vitia, non eodem modo in omnibus Ciceronis libris reperiri, et propterea quoque de iis eadem ratione iudicari non posse. Eo maius enim Ciceronis commentariis pretium statuendum esse existimo, quo certiores sumus, eum ex animi sententia ea, quae ipse pro veris habuerit, defendisse; quae falsa iudicauerit, oppugnasse: minori vero aestimatione digni

sunt

ſunt ii libri, quos vel ad otium fallendum, vel ad facundiam oſtentandam compoſuit. Longe igitur optimi, quinque de Finibus bonorum et malorum, Academicarum item Quaeſtionum, de Officiis et Diuinatione Libri habendi ſunt, propterea, quod in his ſaepiſſime vera animi ſui ſenſa explanauit. His ſuccedunt de Natura Deorum Commentarii, quique mutilatus ad nos peruenit, de Fato libellus, qui admirabili acumine, et rara facundia ſeſe commendant, plura tamen continent, quae Ciceronem ipſum non probaſſe, veriſimile eſt. Frigidiores vero, et pro ſenilibus tantum declamationibus reputandae ſunt illae Quaeſtiones, de quibus in Tuſculano ſuo diſputauit, de Amicitia et Senectute Commentationes, denique Paradoxa, in quibus omnibus ſimulato ardore talium decretorum defenſorem agit, quae alibi prorſus, vel maxima ſaltem ex parte, ipſe repudiauerat.

Quod ſi igitur cauſas, quibus commotus Cicero philoſophiae ſtudio ſeſe tradidit, recte perpendimus, deſinemus tandem mirari, quare Ciceronis animus, indoles et mores immenſa, quam ſibi comparauerat, doctrina, aut nihil, aut parum tantum emendati fuerint. Nullum tamen ex omnibus, quotquot tunc temporis florebant, Romanis fuiſſe exiſtimo, qui Philoſophiae auxiliis, et ea, quam aegris mentibus adhibet, medicina, magis, quam ipſe Cicero indiguiſſet. Licet enim natura maximas INGENII vires, quas vnquam homini largita eſt, in Ciceronem ſolum prodigalitate quadam cumulaſſet;

in

in ANIMI contra dotibus, atque virtutibus Ciceroni distribuendis eo parcior, et auarior fuisse videtur. ANIMVM Cicero acceperat, INGENIO minime parem, omnibus fere morbis oppressum, ita denique infirmum et debilem, vt ne ad vitia quidem roborari posset. Tota ipsius vitae historia testatur, illum in amicitiis leuem, erga inimicos vero, ob eandem animi imbecillitatem durum fuisse: modo harum, modo illarum partium illis semper sese adiunxisse, a quibus minime metuendum, plurimum vero sperandum erat: in secundis praeterea rebus tumentem, ventosum, aliorum miseriis insultantem; in aduersis vero deiectum, et, nulla dignitatis ratione habita, flagitiose supplicem. Longa exemplorum enumeratione facile supersedere possum, modo breuiter commemorem, quam foede exilium pertulerit, quam pudendis eiulatibus Tulliolae suae excessum prosecutus sit, quanta denique vel gregario milite indigna trepidatione, mente quasi et sensibus alienatus, appropinquantem mortem, senex, in deploratissimo Reipublicae statu, effugere conatus sit. Ea tandem vanitas et iactantia Ciceroni inerat, vt vanissimorum hominum princeps iure appellari queat. Non solum Orator et Philosophus, verum etiam Imperator et Poëta summus haberi cupiebat: se Parentem patriae, totius Italiae humeris exsulem reportatum esse, praedicabat: se Consule Romam natam, seruatam, et ab interitu vindicatam esse: se togatum maiora perfecisse, quam omnes, qui pro salute, libertate, et imperio populi

Romani dimicassent, armatos imperatores, impudentissime et molestissime gloriabatur. Quam parum Cicero in consectanda gloriola pudoris et verecundiae rationem habuerit, nulla re magis declaratur, quam foeda illa ad Lucceium amicum suum, et Historiae scriptorem, Epistola (V. 11.) Hunc impensissime rogat, vt se suasque actiones ornet, et vehementius quidem ornet, quam ipse sentiat; neque flagitare illum pudet, vt in ipsius gratiam illas historiae leges prodat, quas Lucceius in operis sui prooemio ipse sibi sanxisset, et religiosissime seruare promisisset. Incredibile prorsus vanitatis exemplum, nisi ipse impudentiae suae testis scriptum illud nobis reliquisset. — Si quis, post tot, tantosque animi morbos et vitia, Ciceronis virtutes, vel virtutum simulacra quaerere vellet; nullas credo, praeter sincerum amorem, inueniret, quo nobilitatis, et patriae salutem amplectebatur. Pro Reipublicae vero incolumitate tot, tantaque pericula susceperat, vt, qua laborabat vanitate, non posset non eam tanquam filiolam exosculari. Deploranda sane in Cicerone humana fragilitas, quem neque ingenii diuini magnitudo, neque exquisitissimae doctrinae copia aduersus animi vel prauitatem, vel imbecillitatem tueri potuerunt!

Druckfehler.

S. 1. glücklichen l. glücklichern. S. 3. nachahmend l. anschauend. S. 3. Künstlerinnen l. Buhlerinnen. S. 4. das wenn nicht l. und das wenn nicht. S. 6. vor den l. vor denen. S. 6. Syrien l. Syene. S. 9. oder Beherrscherinn l. oder zur Beherrscherinn. S. 9. unbekannten l. unbekannter. S. 9. dieses l. dieser. S. 9. als welche l. als welchen. S. 10. dort l. weil dort. S. 10. nur in l. unter. S. 13. worden l. wurden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Vermischte Philosophische Schriften

Bd.: Erster Theil

1775

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916463-0